

ANTHONY RYAN

DAS LIED DES
WOLFES

RABENKLINGE 1

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT
VON SARA RIFFEL

KLETT-COTTA

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Wolf's Call. A Raven's Blade Novel« im Verlag

ACE Books, New York 2019

© 2019 by Anthony Ryan

Für die deutsche Ausgabe

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: © Birgit Gitschier, Augsburg,

unter Verwendung einer Illustration von © Federico Musetti

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98217-6

*Gewidmet der Erinnerung an meine verstorbene Freundin
und einstige Vorgesetzte Dr. Robin Cooper, PhD,
die eine großartige Aspektin des dritten Ordens abgegeben hätte.*

INHALT

Erster Teil

9

Zweiter Teil

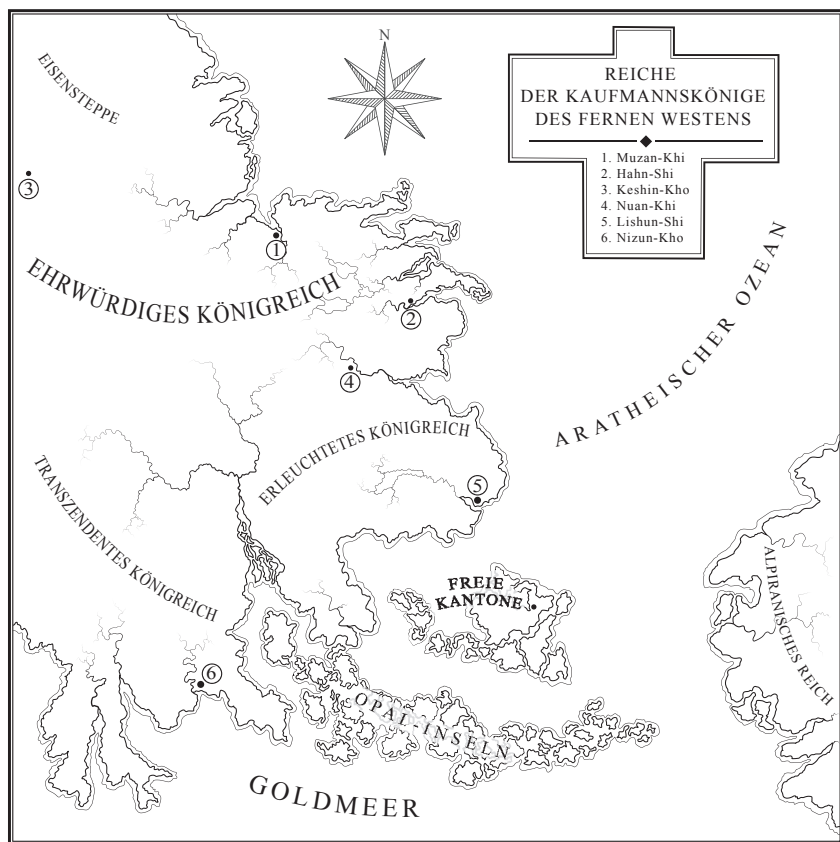
197

Dritter Teil

379

Dramatis Personae

553



ERSTER TEIL



*Des Raben Klinge
schneidet tief,
legt meine Sünden frei.*

– Seordahnisches Gedicht, anonym –

LURALYNS BERICHT

DIE ERSTE FRAGE

Heutzutage nennen viele meinen Bruder ein Ungeheuer. Seine Taten, die schrecklichen wie die wundersamen, sind für sie das Werk eines übernatürlichen Wesens, das die Gestalt eines Menschen annahm, um furchtbares Unheil über uns alle zu bringen. In den dunklen und elenden Ecken der Welt wird er von manchen noch als Gott bezeichnet, aber das nur in furchtsamem Flüsterton. Interessanterweise sprechen weder Erstere noch Letztere seinen wahren Namen aus, dabei kennen sie ihn so gut wie ich. Kehlbrand, meinen Bruder, den ich trotz allem – trotz der Schlachten und Eroberungen, trotz der Massaker – immer noch liebe. Aber, höre ich dich, werter Leser, fragen, wie kann das sein? Wie kann man einen Mann lieben, der die halbe Welt in Blut gebadet hat?

In dieser ruhigeren Zeit, fern vom Wahnsinn und den Schrecken des Krieges, bleibt mir die Muße, über derlei Fragen nachzudenken. Während die Jahre vergehen und sich in mein einstmals rotbraunes Haar immer mehr Grau mischt, meine Gelenke zunehmend von Schmerzen geplagt werden und ich mich tiefer über die Seiten beugen muss, um zu sehen, was ich schreibe, ist dies die Frage, die mich am meisten beschäftigt.

Sei beruhigt, lieber Leser, liebe Leserin. Ich weiß, du hast dieses Buch nicht aufgeschlagen, um dir das Gejammer einer alten Frau anzuhören. Nein, du möchtest mehr über meinen Bruder erfahren und wie es ihm gelang, die ganze Welt zu verändern. Ich kann seine Geschichte aber nur in Verbindung mit meiner eigenen erzählen, denn zwischen uns bestand ein festes Band. Ein Band, das aus Blut und Bestimmung geknüpft war. Viele Jahre schien es so, als wären wir seelenverwandt, derart ähnlich waren unsere Ziele und unsere Hingabe an unsere heilige Mission. Doch wie ich erfahren musste, ist der Spiegel der schlimmste Lügner, und kein Spiegel bleibt von der Zeit unberührt.

Jahrelang habe ich darüber nachgedacht, wann die Verbindung zwischen Kehlbrand und mir entstanden ist. Vielleicht, als ich mit sieben vom Rücken meines ersten Pferdes fiel und mir eine blutige Schürfwunde am Knie zuzog. Damals war es Kehlbrand – gerade erst zwölf Jahre alt –, der mich tröstete. Die anderen Kinder des Skelds lachten mich aus und warfen Dung auf den schluchzenden Schwächling, mein Bruder dagegen kam und half mir hoch. Selbst damals war er schon langgliedrig und schlank, wie ein geborener Krieger, und einen Kopf größer als ich, was sich auch nicht mehr ändern würde.

»Druhr-Tivarik, kleines Fohlen«, sagte er leise – es war der Name, den die Priester denen gaben, die göttliches Blut in sich trugen – und wischte mir mit dem Daumen die Tränen ab. »Weine nicht.« Dann lächelte er entschuldigend und setzte eine Miene tiefster Verachtung auf. Mit der flachen Hand schlug er mir ins Gesicht. Der Schlag war so hart, dass ich zu Boden fiel und den Eisengeschmack von Blut auf der Zunge wahrnahm.

Einen Moment lang blinzelte ich nur verwirrt, meine Tränen waren jedoch zu meiner Überraschung versiegt. Als ich benommen hochschaute, sah ich Kehlbrand auf die anderen Kinder zumarschieren. Er suchte sich den Größten aus, einen kräftigen Jungen namens Obvar, der ein Jahr älter war als er und mich gerne hänselte.

»Eine Druhr-Tivarik steht über dem Urteil der Sterblichen«, sagte mein Bruder und schlug Obvar mit der Faust ins Gesicht.

Ein langer, blutiger Kampf folgte, der unter dem Nachwuchs des Skelds bald große Berühmtheit erlangte. Dass zuvor ein Kind der Druhr-Tivarik

beleidigt worden war, geriet darüber schnell in Vergessenheit. Später wurde mir klar, dass Kehlbrand genau das beabsichtigt hatte, denn die Priester bestraften solche Dinge für gewöhnlich hart. Als es vorbei war, lag Obvar stöhnend und aus mehreren Wunden blutend am Boden, während Kehlbrand, nicht weniger blutüberströmt, noch auf den Beinen war. Wie es bei Jungen häufig geschieht, wurden er und Obvar in der Folgezeit beste Freunde. Sie schworen einander Sattelbruderschaft, die bis zu einem schicksalhaften Tag zwanzig Jahre später bestehen bleiben sollte. Aber, lieber Leser, liebe Leserin, ich möchte nicht vorgreifen.

Für mich bedeutete dieses Ereignis eine wichtige Lektion, wahrhaft verbunden fühlte ich mich Kehlbrand damals jedoch noch nicht. Und seltsamerweise auch nicht an dem Morgen, nachdem ich meinen ersten Wahrtraum hatte. Die Gabe des göttlichen Blutes ist launisch. Auch wenn die Druhr-Tivarik ausschließlich von Müttern geboren werden, die die göttliche Gabe besitzen, wird diese nicht immer weitervererbt. Häufig schlummert sie während der Kindheit gleichsam noch und offenbart sich erst mit dem Übergang ins Erwachsenenalter. So war es bei mir. Zu Beginn meines zwölften Sommers, in der Woche meiner ersten Blutung, hatte ich einen Wahrtraum.

Verzeih mir, lieber Leser, meine dürftigen Fähigkeiten als Schriftstellerin, doch es fällt mir schwer, das schiere Grauen jenes ersten Traumens in Worte zu fassen. Ich verwende diese Bezeichnung, weil mir der Begriff »Vision« zu albern und auch unzureichend erscheint. Der Wahrtraum ist ein Zustand jenseits der Realität, wenngleich er dem Träumer nur allzu real vorkommt. Mit der Verwirrung und den gedämpften Empfindungen eines gewöhnlichen Traums hat er nichts gemein. Die Luft auf der Haut, die Gerüche, die der Wind heranträgt, die Hitze einer Flamme oder das Brennen einer Wunde – all das spürt man klar und deutlich.

In jener Nacht lag ich auf meiner Matte in dem Zelt, das ich mit den anderen Druhr-Tivarik des Skelds teilte, und schlief so tief und fest wie noch nie zuvor in meinem Leben. Es war, als hätte sich ein schwarzer Schleier über meine Augen gelegt und alles Licht und Gefühl ausgesperrt, und als er beiseitegezogen wurde, fand ich mich in einer Szenerie des Grauens wieder.

An die Schreie erinnere ich mich am allerdeutlichsten. Der Schmerz eines

Sterbenden ist schwer zu ertragen, besonders wenn man dergleichen noch nie erlebt hat. Damals hatte ich durchaus schon Menschen sterben sehen: Ketzer, Sklaven und Verbrecher, die gegen die Ewigen Gesetze verstoßen hatten; sie wurden gefesselt und vor dem Henker auf die Knie gezwungen. Aber diese Menschen starben schnell – ein rascher Schwerthieb, und ihre Köpfe fielen zu Boden. Ihre Körper, und manchmal auch ihre Gesichter, zuckten noch eine Weile, doch das war meist bald vorbei. Was ich hingegen in dem ersten Wahrtraum sah, war keine Hinrichtung, sondern eine Schlacht.

Ein Todgeweihter lehnte an der Flanke eines Pferdekadavers und starrte ungläubig auf die Eingeweide, die aus seinem Bauch hingen. Er hatte den Mund weit aufgerissen und schrie aus vollem Halse, während er versuchte, mit blutigen Händen die Darmschlingen wieder in seinen Leib zu stopfen. Um uns herum herrschte ein Durcheinander aus donnernden Hufen, klirrenden Klingen und dem schrillen Wiehern ängstlicher Pferde, eingehüllt in dichte Staubwolken.

Damals waren Schlachten in der Eisensteppe keine Seltenheit. Die Stahlhast befanden sich im schmerzhaften Übergang von einem Haufen miteinander verfeindeter Skelds zu einer wahren Nation. Etwa jeden zweiten Monat schnallten die Krieger ihre Bögen an die Pferdesättel und schärften ihre Säbel und Lanzenspitzen, um als Heer loszureiten. Nach Tagen oder Wochen kehrten sie zurück – stets siegreich. An ihren Sätteln baumelten die Köpfe ihrer Gegner. Nachts betranken sie sich dann und erzählten von großen Taten. Der Albtraum, in dem ich mich jetzt befand, hatte mit derartigen Erzählungen jedoch nichts gemein.

Mein Blick huschte von einem Grauen zum nächsten: ein kriechender Mann, aus dessen Beinstümpfen Blut strömte, ein Pferd mit aufgeschlitztem Bauch, das sich am Boden in seinen Eingeweiden und Exkrementen wälzte, und inmitten von alldem Kehlbrand, mein Bruder, mit hoch erhobenem Haupt.

Wie immer in der Schlacht trug er keinen Helm. Sein langer Zopf wirbelte herum, während er gegen mehrere Feinde gleichzeitig kämpfte. Es mussten mindestens ein Dutzend sein; ihre Rüstungen zeigten das Wappen des Rotvogels, das sie als Angehörige des Rikar-Skelds auswies, unseres

verhasstesten Gegners. Wieder und wieder griffen ihn seine Feinde an, und er tötete einen nach dem anderen mit seinem Säbel. Mein Bruder bewegte sich wie in einem Tanz, wick geschleuderten Lanzen aus, duckte sich unter Schwerthieben hindurch und ließ eine Spur aus Leichen hinter sich. Er schien unbesiegbar, unaufhaltsam, und mein Herz schwoll vor Stolz an, trotz des Albtraums, der uns umgab. Doch, wie ich danach noch öfter erfahren musste: Kein Krieger ist gänzlich unbesiegbar.

Gerade als Kehlbrand seinen letzten Gegner fällte, einen breitschultrigen Kerl mit groben Gesichtszügen und einer Augenklappe, tauchte ein Bogenschütze der Rikar in den Staubwolken auf. Auf einem weißen Hengst galoppierte er heran, beugte sich tief aus dem Sattel und zielte mit geübtem Blick. Ich rief meinem Bruder eine Warnung zu, doch obwohl ich mit ganzer Kraft schrie, hörte er mich nicht. Im Wahrtraum ist der Träumer Zeuge, aber nicht Beteiligter.

Der Pfeil traf Kehlbrand von hinten in den Hals und durchbohrte ihn, sodass die Stahlspitze vorne ein paar Zoll herausragte. Hätte er einen Helm getragen, hätte er vielleicht überlebt. Er stolperte kurz und starrte mit seltsamem Gleichmut auf die blutrote Spitze. Leichte Überraschung lag auf seinem Gesicht. Dann stürzte er zu Boden und hauchte sein Leben aus.

Ich erwachte schreiend – sehr zur Verärgerung der anderen Kinder. Zwei Tage später traf die Kunde ein, dass die Rikar einem unserer Jagdtrupps aufgelauert hatten und eine Schlacht nötig sei, um die Beleidigung wiedergutzumachen. Ich suchte Kehlbrand auf, der sich mit den anderen Kriegern auf den Kampf vorbereitete. Es war Tradition, dass die Krieger vor dem Aufbruch kleine Geschenke von ihren Angehörigen erhielten, ich erregte daher keine Aufmerksamkeit, als ich mich meinem Bruder näherte. Er betrachtete mich mit amüsiertem Überraschung, wusste er doch, dass ich mich von derlei Anlässen sonst eigentlich fernhielt.

»Danke, kleines Fohlen«, sagte er, als ich ihm eine Holzfigur in die Hand drückte: ein selbstgeschnitztes Pferd. Im Schnitzen bin ich, wie ich in aller Bescheidenheit behaupten möchte, schon immer recht geschickt gewesen. »Das ist sehr hübsch ...«

Er verstummte, als ich näher herantrat, mich auf die Zehenspitzen stellte

und die Arme um seinen Hals legte. »Wenn du den Mann mit der Augenklappe getötet hast, dreh dich um«, flüsterte ich ihm ins Ohr. »Achte auf den Bogenschützen auf dem weißen Pferd.« Ich ließ ihn los und wandte mich zum Gehen, drehte mich dann aber noch einmal um. »Und in Zukunft solltest du lieber einen Helm tragen.«

Mit hämmerndem Herzen lief ich davon. Von dem Wahrtraum hatte ich niemandem erzählt und hatte auch nicht vor, es in Zukunft zu tun. Andere mochten beim kleinsten Anzeichen einer göttlichen Gabe zu den Priestern rennen und ihnen die frohe Kunde überbringen. Aber ich wusste es besser.

Sieben Tage später kehrten die Krieger zurück, während ich in meinem Zelt saß und mit tränenfeuchten Augen durch die offene Klappe nach draußen starrte. Ich weiß noch, dass es mich kaum überraschte, als Kehlbrand auftauchte und sich neben mich setzte. Stattdessen verspürte ich nur grimme Gewissheit. Mein Bruder war ein waschechter Krieger der Stahlhast, und seine Pflicht war eindeutig. War bei jemandem eine göttliche Gabe zu erkennen, so musste er zum Großen Felsen gebracht und den Priestern übergeben werden.

Kehlbrand betrachtete mich für eine Weile schweigend. Seine Miene war eher nachdenklich als ehrfürchtig. Schließlich sagte er fast tonlos: »Den weißen Hengst habe ich behalten. Als Geschenk für dich.«

Ich nickte und schluckte. Meine Kehle war trocken wie Sand. »Ich werde darauf reiten, wenn du mich zu den Priestern bringst«, sagte ich mit dünner Stimme.

»Warum sollte ich das tun, kleines Fohlen?«, fragte er und umfasste mein Kinn.

»Sie werden es herausfinden. Sie finden es immer heraus ...«

»Psst.« Mit dem Daumen wischte er die Tränen weg, die aus meinen Augen quollen, und griff in seinen Rucksack. »Ich habe noch ein Geschenk für dich.«

Der Zahn war lang und weiß und an einer silbernen Kette befestigt. In die Oberfläche waren winzige schwarze Buchstaben eingraviert. Ich erkannte die Schrift der Kaufmannskönige, konnte sie jedoch nicht entziffern. »Aus dem Maul eines weißen Tigers«, sagte Kehlbrand. »Vor einiger Zeit suchte

ich eine alte Frau im nördlichen Ödland auf, die sich angeblich mit dem göttlichen Blut auskannte. Sie schwor, mit dieser Kette ließe sich die Gabe vor den Priestern verbergen, und hat mir drei Pferde und ein Goldnugget dafür abgeknöpft. Wie du habe auch ich befürchtet, die Priester könnten mich holen kommen, wenn sich die Gabe je in meinem Blut bemerkbar machte. Da das wohl nie passieren wird«, sagte er und legte mir die Kette um den Hals, die sich metallisch kalt an meine Haut schmiegte, »schenke ich sie jetzt dir.«

Aber selbst das, obwohl es uns einander näherbrachte und uns wahrhaft zu Bruder und Schwester machte – mehr als die Tatsache, dass uns dieselbe Mutter geboren hatte –, war noch nicht der Knoten, der uns endgültig verbinden sollte. Das geschah erst an dem Tag, als der Mestra-Dirhmar, der Große Priester, vor den Augen der versammelten Skelds unseren älteren Bruder tötete.

»Bezeugt das Urteil der Unsichtbaren!«, rief der alte Mann und hob mit knochigen Fäusten das Messer über den Kopf. »Und erkennt, was sie euch lehren! Gnade ist Schwäche! Mitleid ist Feigheit! Weisheit ist Lüge! Ist das Blut schwach, dann lasst es fließen!«

Tehlvar, unser Bruder, lag nackt auf dem Altar. Sein bleicher, groß gewachsener Körper zeugte von den vielen Schlachten, an denen er in seinem Leben teilgenommen hatte. Seine wohlgeformten Muskeln waren von zahllosen Narben übersät. Er zuckte nicht einmal, als das Messer über ihm schwebte. Der Priester wartete, bis der Schatten, den der majestätische Große Fels warf, verschwand und die Sonne genau über dieser Stelle in der Eisensteppe stand. Dann stieß er die gebogene Klinge, in der sich die Mittagssonne spiegelte, nach unten. Sorgsam gezielt, durchbohrte sie direkt Tehlvars Herz. Ein Zittern durchlief den Körper meines Bruders, dann lag er still da.

»Druhr-Tivarik!«, sagte der Mestra-Dirhmar, zog mit angestrengtem Knurren die Klinge aus Tehlvars Körper und hielt sie hoch. Das Blut floss seinen Arm hinab und strömte über seinen nackten Oberkörper. Als Abkömmling des göttlichen Blutes stand ich in den Reihen der Auserwählten zwischen den beiden gewaltigen Steinen, die den östlichen Durchgang bildeten. Ich befand mich nah genug am Altar, um die Ermordung meines Bruders in allen düsteren Einzelheiten mitzerleben. Ich sah, wie das Blut über die

schlaffen Muskeln auf der Brust des Priesters und seine spitz hervortretenden Rippen lief. Wie konnte jemand, der so alt und schwach war und nie eine Schlacht gesehen hatte, einen mächtigen Krieger wie Tehlvar töten?

Er ist der Mestra-Dirhmar, erinnerte ich mich und senkte den Blick, so wie die tausend anderen, die gekommen waren, um dem heiligen Ritual beizuwohnen. Er spricht für die Unsichtbaren. Doch die Worte fühlten sich leer an, meine Unterwürfigkeit war lediglich die einstudierte Reaktion eines abgerichteten Hundes. Während ich gemeinsam mit den versammelten Würdenträgern von hundert Skelds auf die Knie sank und den Kopf zur Erde neigte, regte sich unter meinem Gehorsam ein trotziger Gedanke: Er ist nur ein schwacher alter Mann. Tehlvar war besser.

Dazu muss ich sagen, lieber Leser, liebe Leserin, dass ich Tehlvar nie geliebt hatte. Ich war dreizehn Jahre jünger als er und kannte nur seinen Ruf. Und was für ein Ruf das war! Es hieß, er hätte mehr als fünfzig Männer im Kampf getötet, bevor er zum Skeltir aufstieg. Unter seiner Herrschaft erlangte der Cova-Skeld erst seine Vormachtstellung. Seinem Mut und seiner Leistung in der Schlacht der drei Flüsse ist es zu verdanken, dass die ketzerischen Verräter am göttlichen Blut getötet oder gefangen genommen wurden. Auch wenn einige Konflikte bestehen blieben, waren viele Skelds der Stahlhast inzwischen Verbündete statt Gegner. Dennoch fiel Tehlvar dem Messer des Großen Priesters zum Opfer.

Er wurde zum Felsen gerufen, um die letzte der Drei Fragen zu beantworten und den Segen als Mestra-Skeltir zu erhalten: als Oberhaupt der Hast. Zweimal hatten die Priester ihn schon geholt, um eine Frage zu beantworten, und jedes Mal hatte er eine zufriedenstellende Antwort gegeben. Nicht allen Skeltiren wird eine solche Ehre zuteil, nur den ruhmreichsten. Manchmal vergingen Jahre, ohne dass eine Frage gestellt wurde, und lediglich vier andere Skeltire in der langen Geschichte der Hast hatten jemals zwei Fragen richtig beantwortet, und noch nie einer die dritte. Lange schon warteten wir auf die Ankunft des Mestra-Skeltir, des Anführers, der unsere Herrschaft nicht nur auf die Eisensteppe, sondern auch auf die reichen Länder der Kaufmannskönige im Süden ausweiten würde.

Doch Tehlvars Antwort, allein vor der Gemeinschaft der Priester gespro-

chen, fern von den Ohren der versammelten Menge, hatte anscheinend nicht genügt. Er war ein Druhr-Tivarik, in seinen Adern floss göttliches Blut, so wie in meinen, doch es hatte sich als schwach erwiesen. Ist das Blut schwach, dann lasst es fließen.

»Kehlbrand Reyerik!«, rief der Mestra-Dirhmar, senkte das Messer und deutete mit der Klinge auf meinen Bruder, der neben mir kniete. »Steh auf und empfange die Weihe!«

Als sich mein Bruder erhob, musste ich gegen den Drang ankämpfen, ihn zurückzuhalten. Obwohl ich damals noch jung war und an die Lügen der Priester glaubte, wusste ich dennoch, dass seine Wahl eher ein Fluch als ein Segen war. Hätte ich in dieser Situation etwas unternommen, dann wäre das allerdings mein Tod gewesen – und kein rascher Tod wie bei Tehlvar. Sich in die Rituale der Priester einzumischen, wurde mit schwerer Folter bestraft. Vielleicht war es also Furcht, die mich damals innehalten ließ. Ich habe nie behauptet, sonderlich mutig zu sein. Aber eigentlich glaube ich das nicht. Wie die meisten Anwesenden wollte ich, dass es Kehlbrand war. Ich wollte miterleben, wie der wahre Mestra-Skeltir seinen Platz einnahm. Deshalb habe ich ihn nicht zurückgehalten, jedenfalls nicht damals. Das kam erst später.

»Nach dem Blutrecht bist du jetzt Skeltir des Cova-Skelde«, sagte der Priester zu Kehlbrand. »Wie es die Ewigen Gesetze vorschreiben, werden morgen früh Kämpfe stattfinden. Wenn dich ein Krieger von angemessenem Rang besiegt, wird er deinen Platz als Skeltir einnehmen.«

Mit ernster Miene neigte Kehlbrand den Kopf und hob ihn dann wieder, um den Priester erwartungsvoll anzuschauen. Ich sah, wie das Gesicht des alten Mannes vor Wut und Widerwillen rot anlief. Er hätte einfach schweigen können. Mein Bruder war gerade erst Skeltir geworden, es bestand keine Notwendigkeit, ihm sofort die erste Frage zu stellen. Außer dass Kehlbrand längst ruhmreicher war als die meisten anderen, denen eine solche Ehre zuteil geworden war – wie die Mitglieder der Hast nur zu gut wussten.

Der Priester fletschte die gelben Zähne zu einem höhnischen Lächeln, bevor er wieder eine Maske pflichtbewusster Gewissheit aufsetzte. »Wenn du morgen früh überlebst«, sagte er, »dann kehre eine Stunde vor Mittag hierher zurück, um die erste Frage der Unsichtbaren zu beantworten.«

Er ließ den Arm sinken und wandte sich Tehlvars Leiche zu. Sein Gesichtsausdruck bildete einen merkwürdigen Kontrast zu der Maske, die er eben noch zur Schau gestellt hatte. Jetzt wirkte er viel älter – Trauer und Bedauern lagen in seinem Blick, bevor er sich abwandte und mit den niederen Priestern davonschritt.

Allzu ausgedehnte Rituale sind meinem Volk zuwider, und bald schon waren die Vertreter der hundert Skelds zu ihren jeweiligen Lagern zurückgekehrt. Kehlbrand blieb jedoch noch, und ich ebenfalls. Er ging zum Altar und legte unserem Bruder eine Hand auf die Stirn. Mit geschlossenen Augen murmelte er ein paar Abschiedsworte. In den letzten Jahren war er oft an Tehlvars Seite gewesen und hatte dabei so viel Ruhm errungen, dass er ihn als Skeltir sogar hätte herausfordern können. Er hatte es jedoch nie getan.

Ein lautes Rülpsen ließ mich herumfahren. An einem Monolithen lehnte Obvar, mit einem Weinschlauch in der Hand, und schaute mich fragend an.

»Er verabschiedet sich«, sagte ich und wandte mich ab.

»Das fromme Arschloch ist tot«, brummte Obvar und trat zu mir. »Er hört's nicht mehr, also wozu das Ganze?«

Offenbar eine rhetorische Frage, denn er wartete meine Antwort gar nicht erst ab, sondern hielt mir den Weinschlauch hin. »Willst du?«

Obvar bot mir ständig etwas zu trinken an und darüber hinaus noch andere Dinge. Die Hänseleien unserer Kindheit waren vor ein paar Jahren in ein anderes Interesse übergegangen. Dabei hatte er mir als Tyrann noch besser gefallen denn als Verehrer. Die strikte Ablehnung, die mir auf der Zunge lag, schluckte ich jedoch hinunter, als ich seinen Blick sah. Diesmal lag keine Begierde darin. Im Gegensatz zu Kehlbrand hatte der Größenabstand zwischen uns im Laufe der Jahre zugenommen, und ich musste hochschauen, um seinen Gesichtsausdruck deuten zu können. Er wirkte ausnahmsweise einmal besorgt statt lüstern.

»Gib her«, sagte ich und nahm den Weinschlauch. Der erste Schluck ließ mich überrascht blinzeln. Statt des schweren, blumigen Beerenweins, der bei den Hast sonst getrunken wurde, war dieser viel leichter. Er war reichhaltig und vielfältig, mit einem angenehm erdigen Aroma, und rann wunderbar weich die Kehle hinunter.

»Der ist nicht grad billig, weißt du«, sagte Obvar stirnrunzelnd, als ich einen weiteren großen Schluck nahm.

»Was ist das?«, fragte ich und reichte ihm den Weinschlauch zurück.

»Ich kenne seinen Namen nicht. Er wird aus einer Frucht hergestellt, die in einem fernen Land weit übers Meer wächst. Jedenfalls hat der Kaufmann, dem ich den Wein abgenommen habe, das erzählt. Ich habe ihn am Leben gelassen, unter der Bedingung, dass er nächsten Sommer wiederkommt und noch mehr davon mitbringt. Hab ihm gesagt, ich würde ihn sogar dafür bezahlen. War das nicht nett von mir?«

»Hast du auch die anderen in seiner Karawane am Leben gelassen?«

»Die Jüngeren.« Er zuckte mit den Schultern und trank einen Schluck.
»Sklassen sind wertvoll.«

»Du bist widerlich, Obvar.« Die Schärfe deutlicher Abneigung lag in meiner Stimme. Der Weinschlauch hielt auf dem Weg zu seinem Mund kurz inne, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

»Achtzehn Sommer alt und noch nicht verheiratet«, sagte er und trat näher heran. Die vertraute Begierde kehrte in seine Züge zurück. »Deine flinke Zunge ist wie immer messerscharf. Ich frage mich, was sie sonst noch so kann.«

Ich maß ihn mit geringschätzigem Blick. Ich hatte keine Angst vor ihm und sah keine Notwendigkeit, das Langmesser in meinem Gürtel zu ziehen. Immerhin war ich eine Druhr-Tivarik. Hatte er sich für die Hänseleien in unserer Kindheit höchstens eine Tracht Prügel eingefangen, so würde eine Beleidigung oder Verletzung nun, da ich im gebärfähigen Alter war, Entehrung und qualvolle Hinrichtung nach sich ziehen. Während wir einander anstarrten und sich der Moment in die Länge zog, fragte ich mich allerdings, ob seine Begierde heute nicht doch über seine Vorsicht siegen würde.

»Wenn dein Bruder der Mestra-Skeltir wird«, nuschelte er mit gebleckten Zähnen, »dann werden wir alle unterwerfen. Wir werden die Länder der Kaufmannskönige bis zum Goldmeer verwüsten, und ich werde in jeder Schlacht an seiner Seite sein. Und wenn das ruhmreiche Gemetzel vorbei und der letzte Blutstropfen geflossen ist, wird er mich fragen, welche Belohnung ich mir für meine Dienste erbitte. Was glaubst du, was ich dann sagen werde?«

»Luralyn.«

Wir schauten zum Altar hin. Kehlbrand stand gegen den Stein gelehnt da und betrachtete Tehlvars Leiche. »Ich hätte gerne deinen Rat«, sagte er und wandte sich dann an Obvar. »Sattelbruder, geh und stille deinen Appetit an einer Sklavin. Lass meine Schwester in Ruhe. Und betrink dich nicht allzu sehr. Morgen früh brauche ich vielleicht dein Schwert.«

Obvar versteifte sich, und ich sah Ärger über seine schmalen, bärtigen Züge huschen. Er fasste sich jedoch sogleich wieder und stieß ein ergebendes Seufzen aus. Sie waren zwar Sattelbrüder, aber Kehlbrand war jetzt der Skeltir.

»Hier«, knurrte Obvar und drückte mir den Weinschlauch in die Hände. »Ein Zeichen meiner Wertschätzung für die Schwester meines Skeltirs.«

Daraufhin stapfte er zum Lager unseres Skelds davon, und ich musste einen Anflug von Mitleid für die arme Sklavin unterdrücken, die an diesem Abend sein Interesse wecken sollte. Sklaven gehören nicht zu den Hast, wiederholte ich im Geiste eines der Ewigen Gesetze, während ich zu Kehlbrand an den Altar trat. Und alles, was nicht zu den Hast gehört, ist Beute.

»Trink einen Schluck«, sagte ich und reichte meinem Bruder den Schlauch. »Der Wein ist gar nicht mal schlecht.«

Er übergang mein Angebot und musterte weiter die schlaffen, leeren Gesichtszüge unseres Bruders. Die Lippen des Toten hatten sich zurückgezogen und enthüllten seine Zähne im Spottbild eines Grinsens. Um den Anblick nicht länger ertragen zu müssen, beugte ich mich über den Weinschlauch und nahm noch einen kräftigen Schluck.

»Weißt du, warum die Priester ihn getötet haben, Luralyn?«, fragte Kehlbrand. Wie üblich klang seine Stimme sanft. Mein Bruder schrie nur selten. Selbst während der Duelle, die ich ihn hatte kämpfen sehen, hatte er stets ruhig, fast schon im Flüsterton gesprochen. Dennoch waren seine Worte immer klar zu verstehen.

»Er hat die Frage falsch beantwortet«, erwiderte ich und wischte mir mit dem Ärmel meines schwarzen Baumwollgewands den Mund ab.

»Ich höre keine Trauer in deiner Stimme, kleines Fohlen«, sagte Kehl-

brand und drehte sich zu mir um. »Hast du unseren Bruder denn nicht geliebt? Bricht dir sein Tod nicht das Herz?«

Ein zufälliger Zeuge hätte das als ernste Frage verstanden, gefärbt von Trauer über meine offenkundige Gleichgültigkeit. Ich hingegen kannte meinen Bruder gut genug, um den sanften Spott in seiner Stimme zu erkennen.

»Wir stammen aus demselben Schoß«, sagte ich, »hatten jedoch nicht denselben Vater. Ich habe Tehlvar nicht sehr gut gekannt. Aber ...« Ich hielt inne und betrachtete die Leiche auf dem Altar. Wieder faszinierten mich seine unzähligen Narben, manche längst verheilt, andere kaum ein paar Wochen alt. Ich wusste, dass Kehlbrands Körper fast gänzlich narbenfrei war. »Es tut mir trotzdem leid, dass er tot ist. Er war ein guter Skeltir, auch wenn er es mit dem Rezitieren der Priesterlehren immer etwas übertrieben hat.«

»Die Priesterlehren«, sagte Kehlbrand und nickte langsam. »Er liebte ihre Lektionen. Ich habe die Eisensteppe schon öfter verlassen, Bruder, hat er mir mal erzählt. Dort draußen leben die Menschen in Unsicherheit und Verwirrung. Sie feiern Schwäche und schwelgen in Gier. Sie machen aus dem Lügen eine Tugend und aus Ehrlichkeit eine Sünde. Wenn der Mestra-Skeltir sich erhebt, wird er all das mit Blut fortwaschen. Die Priester haben es so vorausgesehen.«

Er verstummte, legte eine Hand über Tehlvars trübe Augen und schloss seine Lider. »Aber du irrst dich, kleines Fohlen. Sie haben ihn nicht wegen seiner Antwort getötet. Sondern weil er ihnen keine gegeben hat. Er war nicht der Mestra-Skeltir, und das wusste er auch.«

»Er hat Platz für dich gemacht«, sagte ich.

»Ja. Das hat er mir letzte Nacht gesagt. Wir haben uns lange unterhalten, und er hat mir vieles erzählt. Unter anderem hat er mir die Frage genannt, die sie mir morgen stellen werden, und die nächste, die ein Jahr später folgen wird, sollte ich diese erste richtig beantworten.«

Entsetzt starrte ich ihn an. Beinahe wäre mir vor Schreck der Weinschlauch entglitten. Ich musste noch einen Schluck nehmen, um sprechen zu können. »Er hat es dir verraten? Aber das ist Ketzerei!«

Kehlbrands Zähne, die sehr weiß und gerade waren, glänzten, als er ein

seltenes Lachen hören ließ. »Beizeiten werde ich dir alles erzählen, was ich letzte Nacht erfahren habe, liebste Schwester. Dann wirst du erkennen, wie absurd deine Worte sind.«

Seine Fröhlichkeit legte sich, und er berührte meine Schulter. »Morgen werden sie mich nach meinem Namen fragen.«

»Aber den kennen sie doch schon: Kehlbrand Reyerek, Skeltir des Cova-Skelds.«

»Nein, sie wollen einen anderen Namen hören. Einen, der eines Mestra-Skeltirs würdig ist. Einen, den die Soldaten der Kaufmannskönige voller Furcht flüstern werden, wenn sie die Hufe der Stahlhast über die Steppe donnern hören. Einen Namen, der uns bis zum Goldmeer und darüber hinaus führen wird.«

Lächelnd streichelte er meine Wange. Ich sah Bedauern in seinem Blick und auch Schuldgefühl, denn er wusste, was er mir mit seiner Bitte abverlangen würde. »Das brauche ich von dir: einen Namen. Luralyn, meine liebste Schwester, es wird Zeit, dass du wieder träumst.«

Auch wenn ich dagegen ankämpfte und es seit meiner Ankunft am Fels erfolgreich vermieden hatte, wanderte mein Blick nun unweigerlich zur Grabstätte. Sie befand sich in der Mitte des Halbkreises aus Monolithen am Großen Felsen. Ein schmuckloser, grauer Steinbunker, zehn Schritt breit und zwölf Fuß hoch, mit einer Öffnung in der Ostwand. Die Öffnung war ein schwarzes Rechteck im grauen Stein, durch das kein Licht nach außen drang. Die Priester bewachten die Grabstätte nicht. Wozu auch? Niemand würde sie freiwillig betreten, es sei denn, es wurde so befohlen.

»Hab keine Angst«, sagte Kehlbrand, als er meinen Blick bemerkte. »Die Priester wissen nichts. Dafür haben wir gesorgt.«

»Sie werden es herausfinden«, sagte ich, unfähig, das Zittern in meiner Stimme zu verbergen. Unwillkürlich wanderte meine Hand unter mein Gewand und umschloss den Tigerzahn mit der Inschrift. »Selbst hiermit. Sie werden es herausfinden.«

»Du überschätzt ihre Fähigkeiten. Sie besitzen höchstens einen Bruchteil der Kräfte, deren sie sich brüsten. Ihre wahre Macht liegt in der Illusion, die sie erschaffen haben, um die Seelen der Menschen gefangen zu nehmen, und

alle Illusionen verblassen mit der Zeit. Eine weitere Lektion, die Tehlvar mir letzte Nacht erteilt hat.«

»Sie werden Bescheid wissen!«, beharrte ich und ärgerte mich über die Tränen, die plötzlich in meine Augen traten. Seine Bitte kam mir wie Verrat vor, eine selbstsüchtige Forderung, die das Vertrauen zwischen uns verletzte. Im ganzen Skeld, unter all meinen Geschwistern und Vettern, die ebenfalls von göttlichem Blut waren, kannte er als Einziger die Wahrheit. Sollten die Priester je dahinterkommen, würde ich durch die schwarze Öffnung gehen, und die, die danach wieder herauskam, würde nicht mehr ich sein.

»Sie werden mich zwingen ...«

Meine Stimme versagte, als er mich an sich zog und seine Arme wie die Äste eines mächtigen Baums um mich legte. Später folgten noch andere Worte, andere Schwüre und Versprechen, aber inzwischen ist mir klar geworden, dass unser Bund mit dieser Umarmung besiegelt wurde. Von dem Moment an gehörte ich wahrhaft ihm. In seinen Armen verließ mich alle Furcht, und ich wusste, er würde niemals zulassen, dass mir etwas zustieß.

»Sollte einer der Priester etwas Derartiges versuchen, werde ich ihn eigenhändig töten«, flüsterte er mir ins Ohr. »Ich werde diesen Fels in Blut baden und ihre Köpfe auf Pfählen in einem Kreis um die Grabstätte aufstellen, damit alle Hast sie sehen können.« Er löste sich von mir und wischte mir die Tränen ab, so wie er es damals vor vielen Jahren getan hatte, nur dass er mir diesmal keine Ohrfeige gab. »Glaubst du mir das, kleines Fohlen?«

»Ja, Bruder«, sagte ich und drückte meinen Kopf an seine Brust, um dem ruhigen Schlagen seines Herzens zu lauschen. »Ich glaube dir.«

♦ ♦ ♦

Einen Wahrtraum heraufzubeschwören, ist nicht weiter schwierig. Und es sind auch keine mystischen Rituale dafür nötig. Entgegen dem Glauben ungebildeter Kulturen braucht es weder Gesänge noch übelriechende Tränke oder das Opfern unschuldiger Tiere. In Wahrheit ist dafür, wie ich in den Jahren seit dem ersten Auftreten meiner Gabe herausgefunden hatte, nur ein sicherer und ruhiger Ort vonnöten. Deshalb verließ ich an dem Abend das Lager der

Cova. Die Feierlichkeiten hatten schon früh begonnen, jeder Anstand wurde über Bord geworfen und die Angehörigen des Skelds konsumierten Unmengen von Alkohol und Schnupftabak und gaben sich hemmungslos sinnlichen Gelüsten hin.

Begleitet von Kehlbrand und zwei seiner vertrauenswürdigsten Sattelbrüder ließen wir das laute Fest hinter uns und ritten zwischen den Zelten hindurch in die Weite der Eisensteppe hinaus. Als wir fünf Meilen unter den Sternen geritten waren, erreichten wir eine kleine Anhöhe in der ansonsten flachen Landschaft. Dort errichteten die beiden Krieger ein Zelt, banden ihre Pferde mit langen Leinen an ihren Handgelenken fest und zogen sich in respektvolle Entfernung zurück. Einer schaute nach Osten, der andere nach Westen. Beide hielten ihre Bögen in den Händen und hatten einen Pfeil auf die Sehne gelegt. Ich wusste nicht, ob Kehlbrand ihnen erzählt hatte, was in der Nacht geschehen würde, aber falls ja, dann würden sie nicht darüber sprechen. Wer Kehlbrands Freundschaft gewonnen hatte, war ihm bedingungslos treu.

»Falls dir langweilig wird«, sagte ich und reichte meinem Bruder Obvars Weinschlauch.

»Ah«, sagte er nach einem kleinen Schluck und hob anerkennend die Augenbrauen. »Den kenne ich. Er wird von den Barbaren jenseits des Breiten Meeres aus einer Frucht namens Weintraube gemacht. Sie leben in einem Königreich, das von endlosen Kriegen und vernunftlosem Aberglauben beherrscht wird.« Er legte den Weinschlauch neben das kleine Feuer, das er entzündet hatte. »Sie werden noch froh über den Frieden sein, den wir ihnen bringen werden.«

»Du willst so weit reiten?«

»Ich will um die ganze Welt reiten. Haben die Priester nicht vorausgesehen, dass dies der Weg des Mestra-Skeltirs sein wird?«

Ich verdrehte die Augen und kroch in das Zelt. »Trink ihn nicht ganz aus.«

Ich zog mein Gewand aus Ochsenleder aus und legte mich auf die Felle, die Kehlbrands Sattelbrüder für mich ausgebreitet hatten. Wie immer wehte ein starker Wind über die Steppe und ließ die Zeltwände flattern. Es war ein vertrautes Geräusch, das mich nicht weiter störte, während ich in den

friedlichen Geisteszustand verfiel, der den schwarzen Schleier und den Wahrtraum herbeiführen würde.

Nach meiner ersten Erfahrung damit war ich der Gabe lange Zeit ausgewichen, aus Furcht vor dem, was ich sehen würde, wenn sich der Schleier teilte. Aber Neugier – vielleicht die Angewohnheit, die am schwierigsten abzulegen ist – brachte mich doch wieder dazu, ihn zu erkunden. Anfangs waren meine Versuche nur selten von Erfolg gekrönt; im Wahrtraum erhaschte ich kurze Blicke auf Orte und Menschen, die in Kleidung und Sprache so fremdartig waren, dass ich damit nichts anfangen konnte. Erst nach einigem Herumprobieren entdeckte ich, dass der Wahrtraum ein Ziel braucht, eine Frage, die zur Wahrheit führt.

Der Name meines Bruders, flüsterte ich im Geiste, während sich der schwarze Schleier herabsenkte. Wie lautet er?

Prompt teilte sich der Schleier, und ich fand mich auf einer niedrigen Anhöhe wieder. Hohes Gras flüsterte im Abendwind. Der Himmel war von der Dämmerung gefärbt, und im flachen Tal unter mir sah ich zahlreiche Feuer. Ein Heer, erkannte ich und betrachtete die Zeltstadt, die um die Lagerfeuer errichtet war. An den Feuern saßen oder standen Menschen, und daneben waren Rüstungen und Waffen aufgestapelt, die sich von den schwarzen Eisenharnischen und Kettenhemden der Hast stark unterschieden. Die Rüstungen bestanden aus einander überlappenden Stahlplatten, und die Waffen waren Speere mit gebogenen Spitzen, wie sie von den Soldaten der Kaufmannskönige benutzt wurden. Es war das größte Heer, das ich je gesehen hatte, abertausende Mann stark.

»Wer bist du?«

Überrascht schaute ich hoch. Ein Dutzend Schritte entfernt stand eine Frau von fremdartiger Erscheinung. Ihr Gewand, eine bis zu den Knöcheln reichende schwarze Robe mit dem Wappen einer kleinen weißen Flamme auf der Brust, hatte ich noch nie zuvor gesehen. Ihre Züge glichen nicht denen der Bewohner der Königreiche, stattdessen besaß sie die blauen Augen und die bleiche Haut der Stahlhast. Am meisten verwunderte, ja schockierte mich aber die Tatsache, dass sie mich direkt anschaute. Sie konnte mich sehen.

»Wer bist du?«, fragte sie erneut und betrachtete mit weit aufgerissenen Augen unsere Umgebung. »Wo bin ich?«

Ich konnte sie nur verblüfft anstarren. In früheren Wahrträumen hatte noch nie einer der Menschen, die darin vorkamen, meine Anwesenheit bemerkt. Wie sollten sie auch? Ich war ja nicht wirklich da.

»Hast du mich hierhergerufen?«, fragte die Frau und kam auf mich zu. Statt verwundert wirkte sie mit einem Mal verärgert. Ich rührte mich nicht. Unsicherheit lähmte mich, und ich war von der Tatsache abgelenkt, dass die Frau in der schwarzen Robe keine Schuhe trug. Ihre Füße waren schmutzig, und aus irgendeinem Grund faszinierte mich das.

»Das ist keine Vision des Vaters«, sagte die Frau, »sondern etwas anderes. Das spüre ich!«

Das Betrachten ihrer Füße und die Überraschung ließen mich zu spät reagieren, als sie mit festem Griff meine Arme packte. Ich erinnere mich, dass ihre Augen blutunterlaufen waren. Ihr Gesicht war eigentlich recht hübsch, ihre Haut glatt, wie bei einer Frau knapp über dreißig. Doch ihr dunkles Haar war ungekämmt, und ihr Atem roch leicht sauer, was ebenso wie ihre geröteten Augen nur einen Schluss zuließ: Eine Säuferin. Mein Traum wurde von einer Säuferin mit schmutzigen Füßen gestört.

»Versuche nicht, mich an der Nase herumzuführen, du Hexe!«, zischte sie. »Was für ein dunkler Zauber ist das?«

Es war der dünne, aber übelriechende Hauch ihres Atems, der mich aus meiner Starre erwachen ließ. Angewidert verzog ich das Gesicht, ließ meinen Kopf nach vorn schnellen und rammte meine Stirn gegen ihre Nase. Das hatte sofort die gewünschte Wirkung: Sie ließ mich los und sank stöhnend auf die Knie.

»Du hast gefragt, wer ich bin«, sagte ich, zog das Langmesser aus meinem Gürtel und hielt es ihr an den Hals. »Aber ich möchte zuerst deinen Namen erfahren.«

Mit Befriedigung sah ich, wie sich die Klinge in ihre Haut grub. Wenn wir einander berühren konnten, dann konnten wir uns anscheinend auch verletzen.

»Ich werde dir nichts erzählen, Dienerin des Dunklen«, sagte sie trotzig

und mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Ich werde die Liebe des Vaters niemals verraten ...«

Sie stieß einen leisen Schrei aus, als ich die Klinge rasch über ihre Wange zog und ihr einen schmalen, aber tiefen Schnitt beibrachte. »Wie kommst du hierher?«, fragte ich. »Wieso kannst du mich sehen? Wie bist du in meinen Traum gelangt?«

Schmerz und Feindseligkeit verschwanden für einen Moment aus ihren Zügen, und sie schaute mich verwundert an. »Du meinst ... du bist auch eine Seherin? Aber ... du kannst die Liebe des Vaters nicht kennen. Einer wie dir würde er eine solche Gabe niemals anvertrauen ...«

»Welcher Vater?«, verlangte ich zu wissen und hielt die Spitze meiner Klinge so, dass sie nur einen Zoll von ihrem Auge entfernt war. »Was redest du da?«

In diesem Moment verschluckte der Klang zahlreicher Hörner meine Worte. Im Heer unten im Tal wurde Alarm gegeben. Ich hob den Blick und sah, wie die Soldaten auf das Signal reagierten. Sie rannten los, um ihre Speere zu holen und ihre Rüstungen anzulegen. Armbrustschützen griffen sich ihre Köcher, und Kavalleristen sattelten ihre angebundenen Pferde.

»Was ist da los?«, fragte die Frau. Mir wurde bewusst, dass ich immer noch das Messer auf ihr Auge gerichtet hielt, und ich trat zurück. Mit einem Mal kam mir das Ganze albern vor.

»Anscheinend eine Schlacht«, erwiderte ich und steckte das Messer ein.

»Wo?« Sie kam auf die Beine und rieb sich die Nase, wobei sie eine Grimasse zog. Der Bluterguss auf ihrer Nase verblasste bereits, und der Schnitt auf ihrer Wange schloss sich. Wunden, die wir einander hier zufügten, waren offenbar nicht von Dauer. »Wer kämpft da?«

»Ich bin mir nicht sicher.« Ich wandte mich um und beobachtete, wie das Heer Aufstellung nahm. »Vermutlich befinden wir uns irgendwo in der südlichen Steppe, nicht weit von der Grenze zu den Ländern der Kaufmannskönige.«

»Kaufmannskönige?«

Ich drehte mich zu ihr um und runzelte verblüfft die Stirn. Sie klang so, als hätte sie tatsächlich keine Ahnung, wovon ich sprach. Aber wie konnte sie

noch nie von den Kaufmannskönigen gehört haben? Es waren die reichsten Männer der Welt. »Ich glaube, es wird Zeit, dass wir uns einander vorstellen«, sagte ich.

Sie richtete sich auf und schob selbstgefällig das Kinn vor. »Ich bin Lady Ivinia Morentes aus der Westmark«, sagte sie. »Dienerin der Kirche des Weltvaters und heilige Seherin.« Sie hielt inne, vermutlich um eine dramatische Wirkung zu erzielen. »Bei denen, die in der Gunst des Vaters stehen, bin ich als Gesegnete Jungfrau bekannt.«

Verwundert schüttelte ich den Kopf, hob aber dennoch die Hand zum friedlichen Gruß. »Luralyn Reyerik vom göttlichen Blut, Tochter des Co-va-Skelds von den Stahlhast.«

Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen hatte sie offenbar genauso wenig eine Vorstellung davon, wer ich war, wie ich davon, wer sie war. »Du bist ...«, sie runzelte zweifelnd die Stirn, »eine Seherin in deinem Volk?«

»Seherin?«

»Du siehst ... Dinge. Ereignisse, die in der Zukunft liegen oder die bereits geschehen sind.«

»Manchmal. Ich nenne es Wahrträume.«

»Träume.« Sie schnaubte verächtlich und wandte ihre Aufmerksamkeit dem sich sammelnden Heer zu. »Nein, Mädchen, das sind keine Träume. Es sind Einblicke, die der Vater uns schenkt. Auch wenn ich keine Ahnung habe, warum er sie ausgerechnet mit dir teilt.«

Ihr Tonfall ließ meine Hand erneut zu meinem Messer zucken, aber ich beherrschte mich. »Wo sind deine Schuhe?«, fragte ich stattdessen und nickte in Richtung ihrer schwarzen Füße.

»Weltliche Bequemlichkeit steht der Liebe des Vaters im Weg«, sagte sie voll frommer Gewissheit. »Ich habe mich davon freigemacht und führe ein einfaches Leben, ohne den Reichtum und den Müßiggang der Schicht, in die ich hineingeboren wurde. Desto leichter fällt es mir, mich für die Einblicke zu öffnen, die der Vater mir gewährt.«

Ich betrachtete ihre blutunterlaufenen Augen und erinnerte mich an ihren stinkenden Atem. »Du verzichtest also auf die Bequemlichkeit von Schuhwerk, nicht aber auf Alkohol.«

Wut trat in ihr Gesicht, und sie antwortete barsch: »Bei den Ritualen der Kirche wird häufig Wein verwendet, und in den Büchern sind seine wohl-tuenden Eigenschaften vielfach beschrieben.«

»Ah«, sagte ich säuerlich, »dann bist du also eine Priesterin.«

Sie richtete sich ein wenig auf und verschränkte die Arme. In leicht ver-bittertem Ton erwiderte sie: »Frauen ist es nach dem Gebot des heiligen Vor-lesers nicht erlaubt, das Priesteramt zu bekleiden. Aber ich diene der Kirche besser als jeder Mann. Während du«, sie warf mir einen abschätzenden Sei-tenblick zu, »offensichtlich eine Ketzerin barbarischer Herkunft bist. Viel-leicht hat der Vater dich deshalb hierhergebracht, damit ich dich in seiner Liebe unterweise ...«

»Ich habe ein Messer«, erinnerte ich sie und wandte mich dem Tal zu. »Lass uns einfach die Schlacht anschauen, ja? Ich vermute, das ist der Grund, weshalb wir hier sind.«

Das Heer hatte inzwischen nahezu vollständig Aufstellung genommen. Lange Reihen Infanterie waren mit Kompanien von Armbrustschützen durchsetzt, während sich die Kavallerie an den Flanken formierte. Das Ta-geslicht war inzwischen fast gänzlich geschwunden, und die Szenerie wurde von den Lagerfeuern und den Fackeln in den Händen der berittenen Offi-ziere erhellt. Abgesehen vom leisen Echo geschriener Befehle war es im Heer merkwürdig still. Angespannte Erwartung lag in der Luft. Ich spürte bei den Männern keinen Kampfes-eifer, sondern allein Furcht.

Das Heer war nach Norden ausgerichtet, wo sich eine leere grasbewach-sene Ebene in der Dunkelheit erstreckte. Bald spürte ich jedoch ein vertrautes Erzittern der Erde, gefolgt vom Murmeln heranrollenden Donners.

»Du hast mich nach meinem Volk gefragt«, sagte ich zu der Frau. »Du wirst es gleich kennenlernen.«

Das Donnern wurde immer lauter und kündete von einem Heer, das noch weitaus größer war als jenes, das sich vor uns auf der Eisensteppe versammelt hatte. Offenbar sahen sich die Soldaten der vereinten Kraft sämtlicher Skelds der Stahlhast gegenüber. Auch wenn ich mich jetzt, Jahre später, deswegen schäme, muss ich doch zugeben, dass mich die Aussicht mit freudiger Erwar-tung erfüllte.

Wie groß war deshalb meine Verwunderung, als das Donnern plötzlich verklang und auf der dunklen Ebene kein Heer der Stahlhast erschien. Ich spürte ihre Gegenwart, hörte das Atmen tausender Pferde und Krieger. Ihr Angriff war jedoch aus irgendeinem Grund zum Erliegen gekommen. Dann, nach einer kurzen Pause, tauchte im flackernden Fackelschein eine breite Linie aus etwa zweihundert Reitern auf. Ihre Pferde näherten sich gemächlich, fast schon unbekümmert der inzwischen vollzählig versammelten gegnerischen Armee. Viele der Reiter trugen die Kleidung von Stahlhast-Kriegern, andere dagegen waren völlig ungepanzert und besaßen keine Waffen. Einige, vielleicht ein Drittel, schienen gar nicht zu den Stahlhast zu gehören, sondern trugen die Steppjacken des Grenzvolkes.

Diese Reihe bunt gemischter Reiter blieb ein paar Schritte außerhalb der Reichweite der Armbrüste stehen und musterte die Tausende von Soldaten vor ihnen mit entschlossener Konzentration. Da spürte ich das Summen der Macht, wie ich es früher schon wahrgenommen hatte, wenn die Abkömmlinge des göttlichen Blutes ihre Gaben zum Einsatz brachten. Die Frau nahm es offenbar ebenfalls wahr.

»Das Dunkle«, hauchte sie mit furchtsamer Miene.

Ein lauter Chor von Schreien ließ mich wieder ins Tal hinabschauen, und ich sah mitten in der ersten Reihe des Heeres einen Feuerball aufsteigen. In Flammen gehüllte Menschen wälzten sich am Boden. Fünfzig Schritt weiter östlich wurde eine Gruppe Infanterie von etwa zwanzig Mann plötzlich zu Boden geworfen, als hätte sie die unsichtbare Faust eines Riesen getroffen. Ihre gepanzerten Leiber flogen wie Puppen durch die Luft. Noch mehr Schreie ertönten, als sich die gesamte erste Reihe des Heeres in Chaos auflöste. An einer Stelle stürzten die Soldaten einfach zu Boden und blieben still liegen, an einer anderen fielen sie unerwartet übereinander her und töteten sich in wildem Kampf gegenseitig. Währenddessen blühten überall weitere Feuerkugeln auf, und die unsichtbare Faust schlug wieder und wieder zu.

Bald breitete sich die Verwirrung auch in die nächsten Reihen aus, und die Offiziere rangen darum, die Ordnung aufrechtzuerhalten, während eine Kompanie nach der anderen angesichts der wachsenden Panik den Kopf verlor. In diesem Moment tauchten die Stahlhast auf. Die Reihe der bunt ge-

mischten Reiter wich zur Seite, und eine gewaltige Menge berittener Krieger preschte in Pfeilformation und in vollem Galopp aus der Dunkelheit heran. An ihrer Spitze ritt eine großgewachsene Gestalt auf einem pechschwarzen Hengst, die einen Säbel mit langer Klinge hoch erhoben hielt. Der Mann trug einen Eisenhelm, der mit einem Busch aus langem Pferdehaar geschmückt war. Seine Gesichtszüge waren hinter einem Visier verborgen, aber ich erkannte ihn dennoch sofort.

Der Keil der Stahlhast traf auf die in Unordnung geratene Mitte des gegnerischen Heers und durchstieß sie – so wie heißes Eisen weiches Leder durchbohrt –, um in die panikerfüllten Reihen dahinter vorzudringen. Noch mehr Stahlhast-Krieger kamen aus östlicher und westlicher Richtung angeritten und bohrten sich tief in das Heer hinein. Innerhalb weniger Herzschläge war klar, dass die große Armee verloren war. Auf dem Talboden herrschte ein einziges Blutbad. Trotz des Durcheinanders und der Verwirrung fiel es mir seltsamerweise nicht schwer, den Weg des großgewachsenen Reiters auf dem schwarzen Hengst zu verfolgen. Er ritt in einer Schlangenlinie über das Schlachtfeld und hinterließ eine Spur von Toten und Sterbenden, während er unermüdlich seinen Säbel schwang. Heute füllen sich meine Augen mit Tränen, wenn ich an meinen damaligen Jubel zurückdenke, den Stolz, der beim Anblick des blutigen Rittes meines Bruders in mir anschwell.

»Vater!«, rief die Frau neben mir und sank auf die Knie. Tränen strömten über ihr zitterndes Gesicht. »Warum hast du mich mit dieser Vision gestraft?«

»Ach, halt den Mund«, fuhr ich sie an, verärgert über die Ablenkung. »Du solltest dich freuen, dass dir die Ehre zuteilwird, das mitanzusehen. Denn genau so soll es sein. Der Mestra-Skeltir wird sich erheben, und nichts kann ihn aufhalten. So ist es lange schon vorhergesagt ...«

Ich verstummte, als die großgewachsene Gestalt ihr Pferd zum Stehen brachte. Der Krieger blickte auf eine Gruppe vor ihm kniender Soldaten der Kaufmannskönige hinab, die ihre Waffen beiseitegeworfen und als Zeichen ihrer Unterwerfung die Köpfe zur Erde geneigt hatten. Einen Moment lang betrachtete mein Bruder sie reglos, dann ließ er seinen Hengst vorpreschen, dessen Hufe den Schädel eines der Knienden zerstampften. Gleichzeitig schwang er wieder seinen tödlichen Säbel.

Ich wandte mich ab, um das Schauspiel nicht mitansehen zu müssen. Die Stahlhast nahmen nur selten Gefangene im Kampf, das wusste ich. Die Überlebenden wurden höchstens zu Sklaven gemacht. Mein Bruder handelte also nicht ungewöhnlich. Warum aber hatte er innegehalten? Weidete er sich an der Furcht seiner Gegner?

»Gnade ist Schwäche«, flüsterte ich, in der Hoffnung, der häufig aufgesagte Spruch würde mein hämmerndes Herz beruhigen. »Mitleid ist Feigheit.«

Da spürte ich, wie sich der Wahrtraum aufzulösen begann. Der schwarze Schleier senkte sich wieder über meine Augen, während die Frau neben mir immer noch jammerte. »Warum, Vater? Warum hast du mir diesen Sieg einer Klinge im Dienst des Dunklen gezeigt? Dieses Omen völliger Zerstörung? Wie soll das Heilige gegen solche Bosheit bestehen?«

Der Schleier schloss sich, und die Frau war verschwunden, vielleicht erwachte sie nun wieder in ihrem eigenen Land; womöglich lamentierte sie aber auch bis in alle Ewigkeit im Wahrtraum weiter. Ich weiß nur, dass ich sie nie wiedergesehen habe, weder im Traum noch in Wirklichkeit.

Kehlbrand wartete vor dem Zelt auf mich. Im Schneidersitz saß er am Feuer, und sein Schatten wurde von der aufgehenden Sonne in die Länge gezogen. Auch wenn mir der Traum kurz vorgekommen war, hatte er in Wahrheit mehrere Stunden gedauert. Einen Moment lang stand ich zitternd da, fröstelnd von der kühlen Morgenluft und dem Nachhall des verzweifelten Flehens der Gesegneten Jungfrau.

»Also, kleines Fohlen«, sagte Kehlbrand, stand auf und legte mir einen Wolfspelz um die zitternden Schultern. »Hast du einen Namen für mich?«

»Ja«, sagte ich und ließ mich von seinem Lächeln trösten, das immer schon die Kraft besessen hatte, alle Unsicherheit zu vertreiben. »Ja, Bruder. Den habe ich.«

♦ ♦ ♦

Am nächsten Tag ging Kehlbrand zu den Priestern und trat nackt und unbewaffnet vor den Altar, wie es das Ritual verlangte. Gehorsam führten ihn die niederen Priester zum Mestra-Dirhmar, der vor der Grabstätte wartete.

Der Morgen war überraschend ereignisarm geblieben. Für gewöhnlich wurde ein neuer Skeltir von den ruhmreichsten Kriegern des Skelds zum Kampf herausgefordert, aber diesmal trat nur ein einziger an. Es war ein alter Mann namens Irhnar, ein Veteran von fast sechzig Sommern, der beinahe ebenso viele Schlachten geschlagen hatte und in Tehlvar und Kehlbrands Kindheit ihr Mentor gewesen war.

»Warum, alter Wolf?«, hatte Kehlbrand Irhnar gefragt, als dieser vorgetreten war und ihn mit erhobenem Säbel zum Kampf herausgefordert hatte.

»Es bringt Unglück, wenn ein Skeltir ohne Blutvergießen seine Herrschaft beginnt«, hatte der alte Krieger mit einem Schulterzucken gesagt. »Und ich habe es satt, jede Nacht sechsmal zum Pissen aufstehen zu müssen. Also, bringen wir es hinter uns, nicht wahr, Junge?«

Sie hatten gekämpft, und Kehlbrand hatte Irhnar mit einem angemessenen blutigen und langen Tod geehrt. Ein rasches Ende wäre eine Beleidigung gewesen.

Nun sah ich Kehlbrand vor dem Mestra-Dirhmar stehen. Die Lippen des Priesters bewegten sich, während er seine Frage stellte. Die Entfernung war zu groß, als dass ich die Antwort meines Bruders hätte verstehen können. Das Gesicht des Priesters sah ich jedoch klar und deutlich. Und auch die Mischung aus Enttäuschung und grimmiger Ergebenheit, als er nickte. Wie immer hatte der Wahrtraum mich nicht in die Irre geführt.

Die niederen Priester brachten das dunkelgrüne Gewand eines Skeltirs und legten es Kehlbrand vor die Füße. Nachdem er es angezogen hatte, ging er mit dem Mestra-Dirhmar zum Altar.

»Hier steht Kehlbrand Reyerik!«, rief der Priester und hob den Arm meines Bruders. »Er wurde heute von den Dienern der Unsichtbaren als Skeltir des Cova-Skelds anerkannt!«

Aus der Menge der versammelten Angehörigen der Stahlhast ertönte ein Jubeln, das vor allem von den Cova stammte. Die anderen Skelds waren zurückhaltender. Während der Jubel anhielt, drehte mein Bruder sich zu dem Priester um und sagte etwas. Die Miene des Mestra-Dirhmar verhärtete sich, und er schüttelte in strikter Ablehnung den Kopf. Da sah ich, dass Kehlbrand das Handgelenk des Priesters packte – so fest, dass dieser zusammenzuckte.

Als sich der Jubel gelegt hatte, sprach Kehlbrand erneut, und diesmal hörte ich seine Worte: »Sag es ihnen, alter Mann.«

Der Mestra-Dirhmar biss die Zähne zusammen. Durch Erniedrigung und Schmerz verzerrte sich sein Gesicht zur Grimasse. Selbst damals wusste ich schon, dass dies ein entscheidender Moment war – der Moment, in dem sich zeigte, wer der wahre Herrscher der Hast war.

»Hier steht Kehlbrand Reyerik!«, wiederholte der oberste Priester mit gefletschten Zähnen vor der Menge. Seine Worte waren von der Wut des Besiegten gefärbt. »Von nun an bekannt als die Dunkelklinge!«

ERSTES KAPITEL

Der Pfeil schlug nur einen Zoll von seinem Kopf entfernt in eine Kiefer ein. Vaelin Al Sorna musterte die Befiederung, die vor seinen Augen vibrierte. Er spürte ein Brennen an der Nase und ein Tröpfeln von Blut, wo die Widerhaken der Spitze ihn gestreift hatten. Er hatte den Schützen nicht gehört und auch nicht das verräterische Sirren der Sehne.

Einem zufälligen Betrachter wäre seine Reaktion schnell vorgekommen: Er rollte sich nach rechts ab, kam mit gezogenem Bogen auf die Knie und schoss in einer fließenden Bewegung einen Pfeil ab. Aber Vaelin selbst wusste, er war zu langsam. Obwohl sich der Pfeil direkt in die Stirn des Bogenschützen bohrte, der soeben weglaufen und ein Horn an die Lippen hatte heben wollen, nun jedoch tot zu Boden fiel. *Zu langsam.*

Neben ihm raschelte es im Farnkraut, und Ellese erschien, einen Bogen mit auf die Sehne gelegtem Pfeil in der Hand.

»Das Lager, Onkel«, sagte sie, etwas atemlos vor Eifer, und richtete sich auf. »Wir müssen uns beeil ...«

Ihre Worte erstarben, als Vaelin ihr eine Hand auf den Mund legte und sie unten hielt. Gleich darauf schoss erneut ein Pfeil aus dem Blätterdach hinab und bohrte sich ein halbes Dutzend Fuß entfernt in den Waldboden. Ein Suchpfeil, hätte Meister Hutrill es genannt. Immer nützlich, um seine Beute aufzuscheuchen. Aber heute nicht.

Vaelin schaute in Elleses dunkle, wütende Augen und sah zu den Baumwipfeln hoch, bevor er die Hand von ihrem Mund nahm. *Er wird noch nicht das Horn blasen*, bedeutete er ihr in der Zeichensprache, die er ihr in den letzten Monaten so mühevoll beigebracht hatte. *Damit würde er seine Position verraten. Ich laufe nach rechts*. Er drehte sich um und spannte die Muskeln an, um loszupreschen, hielt aber noch einmal kurz inne. *Nicht danebenschießen*.

Er sprang auf und rannte mit polternden Stiefeln über den Waldboden, in einer Schlangenlinie zwischen den Bäumen hindurch. Diesmal hörte er das Sirren der Bogensehne und warf sich hinter den breiten Stamm einer alten Eibe. Aus den Augenwinkeln sah er Rindensplitter aufspritzen. Eine Sekunde später war eine zweite Sehne zu hören, das Geräusch tiefer und von einer fast melodischen Präzision, die von der Kraft der Waffe und der Fähigkeit der Schützin zeugte. Kurz herrschte Stille, dann stürzte der Schütze aus großer Höhe tot herab und landete mit dumpfem Aufprall auf dem Waldboden.

Vaelin blieb hinter der Eibe und lauschte mit geschlossenen Augen dem Lied des Waldes. Es dauerte nicht lange, bis das Gezwitzcher der Vögel, das angesichts der unliebsamen Eindringlinge verstummt war, wieder einsetzte. Im Wind lag nicht länger der Geruch schwitzender, furchtsamer Männer.

Er kam aus seinem Versteck und sah Ellese eilig die Leiche des Gesetzlosen absuchen, den sie mit ihrem Pfeil aus den Baumwipfeln geschossen hatte. Ihre Bewegungen waren schnell und geübt, und ihre Hände zitterten nicht, obwohl sie soeben einem Menschen das Leben genommen hatte. Vaelin wusste, dass sie auch in Cumbrael schon Menschen getötet hatte, während des kurzen und rasch niedergeschlagenen Aufstandes der Söhne der Wahrklinge. *Es kümmert*

sie nicht, hatte Reva in dem Brief geschrieben, den sie zusammen mit ihrer Adoptivtochter nach Norden geschickt hatte. *Und das wiederum kümmert mich sehr.*

Das Mädchen besaß keinerlei Ähnlichkeit mit Reva, was nicht weiter überraschte, da sie nicht blutsverwandt waren. Elleses Haar war schwarz, und sie hatte dunkle Augen. Sie war vielleicht einen Zoll kleiner als Reva und etwas kräftiger gebaut. Doch die scheinbare Gleichgültigkeit gegenüber dem Töten war eine Eigenschaft, die in ihrer Familie lag und die sie auch mit dem Mann teilte, den sie Onkel nannte.

»Blausteine«, sagte Ellese, warf den Geldbeutel des Toten beiseite und hielt eine Handvoll blau funkelnder Edelsteine hoch. »In Baumwolltuch gewickelt, damit sie nicht klappern.« Mit schiefgelegtem Kopf betrachtete sie die Leiche des Gesetzlosen. »Zumindest verstand er was von seinem Geschäft.« Sie schaute zu Vaelin hoch und grinste. »Aber nicht genug.«

Vaelin ging in die Hocke und nahm sich den Bogen des Mannes, eine flache Jagdwaffe, wie sie in allen Erzlehen des Reiches verwendet wurde, außer in Cumbrael. Hätte der Kerl einen Langbogen besessen und auch damit umgehen können, dann wäre Vaelin jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit tot.

»Untersuch seine Kopfhaut«, sagte er zu Ellese, die gehorsam dem Toten die Wollmütze abnahm. Darunter kam ein rasierter Schädel zum Vorschein. Mit dem Stiefel drehte Vaelin den Kopf der Leiche herum, bis er gefunden hatte, wonach er suchte: eine plumpe Tätowierung in der Form eines dunkelroten Flecks inmitten von grauen Haarstopplern. »Die Blutspatzen«, sagte er und trat beiseite.

Der Gesetzlose, den er getötet hatte, lag etwa zwanzig Schritte entfernt mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Vaelins Pfeil ragte beinahe senkrecht aus seinem Rücken. Keuchend vor Anstrengung zog Vaelin den Pfeil heraus, dessen Widerhaken in der Wirbelsäule des Mannes feststeckten, und drehte ihn um.

»Jumin Vek«, sagte er, nachdem er das fleckige, pockennarbige Gesicht kurz betrachtet hatte.

»Du kennst ihn?«, fragte Ellese.

»Allerdings. Ich habe ihn vor vier Jahren auf Befehl der Königin gefangen genommen. Er hatte in Renfael eine Spur aus Mord, Vergewaltigung und Diebstahl hinterlassen, bevor er in den Nordlanden aufgetaucht ist. Ich habe ihn auf ein Schiff verfrachtet, damit sie ihn in Frosthafen hängen könnten.«

»Anscheinend ist ihm die Flucht gelungen.«

Oder er hat sich freigekauft, dachte Vaelin. Das kam inzwischen immer häufiger vor. In den Nordlanden gab es so viel zu stehlen und zu schmuggeln, dass die Gesetzlosen kaum noch Mühe hatten, durch Bestechung straffrei davonzukommen. Als Turmherr und von der Königin eingesetzter Wächter über dieses Land musste Vaelin so oft die Schurken des Reiches wieder einfangen, dass er es mit dem königlichen Verbot der sofortigen Tötung bisweilen nicht mehr ganz so genau nahm.

»Noch ein Blutspatz?«, fragte Ellese.

»Nein.« Vaelin nahm Jumin Veks Mütze ab, und darunter kam ein dunkler, fettiger Haarschopf zum Vorschein. Er packte das Kinn des Mannes und drehte seinen Kopf herum. An seinem Hals kam ein kompliziertes Bild zum Vorschein, das in seine bleiche Haut tätowiert war. »Die Verfluchten Ratten. Ehemalige Soldaten des königlichen Heers, die unehrenhaft entlassen wurden.«

»Wir haben es also heute mit zwei Banden zu tun?«

»Das bezweifle ich. Lord Orven hat einen Großteil der Blutspatzen im letzten Winter ausgelöscht. Anscheinend haben die Ratten ein paar Überlebende bei sich aufgenommen.«

Er erleichterte den glücklosen Jumin Vek um seinen Geldbeutel und fand zwei Goldnuggets und ein paar Blausteine darin.

»Deine Nase blutet, Onkel«, stellte Ellese fest, als er sich wieder aufrichtete.

Vaelin nahm ein Tuch von seinem Gürtel, tränkte es mit Corrbau-Öl aus einer kleinen Flasche und drückte es auf den Schnitt an seiner Nase. Er musste ein schmerzzerfülltes Stöhnen unterdrücken,

als das Mittel brennend in die Wunde sickerte. In seiner Jugend hatte es nicht ganz so wehgetan, oder irrte er sich da?

»Hol die anderen«, sagte er zu Ellese und schüttete sich Wasser aus seiner Feldflasche übers Gesicht, um das restliche Blut abzuwaschen. »Wir treffen uns am Rand der Schlucht wieder. Und, Ellese«, fügte er hinzu, als sie sich abwandte. »Die Blausteine.«

Er streckte die Hand aus und sah ihr in die Augen, bis sie ihm mit verärgertem Schnauben die Steine reichte. »Ich jage Abschaum und werde nicht mal dafür bezahlt«, murmelte sie.

»Deine Mutter hat dich hergeschickt, damit du was lernst. Wenn du dir bezahlte Arbeit suchen willst: In der Nordgarde oder in den Minen werden immer Leute gebraucht. Nach dem Gesetz gehören Blausteine und Gold so lange der Königin, bis sie verkauft werden. Das weißt du.« Er steckte die Steine ein und winkte sie fort. »Und jetzt los!«



Das Lager der Gesetzlosen befand sich an der Ostwand von Ultins Schlucht auf einer halbrunden Freifläche, die von einer Palisade umschlossen war. Der Ort trug den Namen eines der berühmtesten Minenarbeiter der Nordlande, den Vaelin noch vom Befreiungskrieg her in angenehmer Erinnerung hatte.

Der stets fröhliche Ultin war mit dem Befehl der Königin in die Nordlande zurückgekehrt, so viel Reichtum wie möglich aus den Minen herauszukratzen und damit die königliche Schatzkammer zu füllen, die von den steigenden Kosten des Krieges stark gebeutelt war. Als Dank für seine Bemühungen wurde er zum Schwert der Königin ernannt und erhielt eine großzügige Pension. Vaelins Angebot, ihn zum königlichen Oberaufseher der Minen zu machen, lehnte er höflich ab. Stattdessen zog er sich auf ein kleines Landgut unweit von Nordturm zurück, wo er sich im Verlauf der nächsten drei Jahre zu Tode trank. *Es war der Krieg, Herr*, sagte seine Witwe zu Vaelin, als sie Ultins Leiche dem Feuer überantworteten. *All die ermordeten Menschen, die toten*

Kinder. Die Männer, die er in Alltor verloren hat ... das alles. Er bekam es nicht mehr aus dem Kopf.

Vaelin verbrachte einen Moment in der Erinnerung an Ultin, bevor er seine Aufmerksamkeit der Palisade zuwandte. Sie war ganz offensichtlich neu errichtet, die Holzpfähle waren noch grün und kaum verwittert und wirkten recht solide. An der Wand der Schlucht hatten die Bewohner einen Ausguck eingerichtet, von dem aus man gewiss eine gute Sicht auf die Umgebung hatte. Nach Osten hin erstreckte sich einen Kilometer weit nur kahler Fels, von dort konnte niemand unbemerkt angreifen.

Auf dem Grund der Schlucht gab es ebenfalls wenig Deckung, dafür war dieser schmaler und für einen schnellen Angriff geeignet. Dennoch behagte Vaelin die Vorstellung nicht. Die neue Taktik der Gesetzlosen, ein befestigtes Lager zu errichten, bereitete ihm Sorge. Für gewöhnlich schlugen die Banden lediglich vorübergehend ihre Lager tief im Wald oder in unzugänglichen Felsspalten auf, um von dort aus die Handelswege zu überfallen. Diese hier schien sich hingegen ein dauerhaftes Zuhause eingerichtet zu haben. *Werden sie dreister?*, fragte er sich. *Oder nur verzweifelter?*

Der Cumbraeler machte kaum ein Geräusch, als er herankam. Vaelin hörte lediglich das leise Scharren von Wildleder auf Gras, da war der Mann auch schon da und legte sich neben ihm flach auf den Boden.

»Mein Herr«, sagte er.

»Meister Langspeer.« Vaelin warf einen Blick über die Schulter und sah einen Trupp des Bärenvolkes aus dem Wald schleichen. Speere und Bögen hielten sie niedrig, damit sie sich nicht vor dem Himmel abzeichneten.

»Ihr seht, es ist so, wie wir gesagt haben.« Langspeer nickte in Richtung der Palisade. In den vergangenen Jahren hatte Vaelin sich oft darüber gewundert, dass Langspeers Gesicht kaum noch dem des Mannes glich, der so erpicht darauf gewesen war, ihn zu töten. Die Züge des Cumbraelers waren immer noch hart und wettergegerbt, aber die

Glut des Fanatismus war aus seinem Blick verschwunden. Abgesehen von dem Langbogen, den er trug, entsprach seine Kleidung der des Bärenvolkes, und er beherrschte auch fließend dessen Sprache, was Vaelin nie gelungen war. In Vaelins Vorstellung war er zwar immer noch Cumbraeler, inzwischen hatte er sich jedoch in einen Jäger des Bärenvolkes verwandelt, bis hin zu dem Namen, den sie ihm gegeben hatten. Seinen Geburtsnamen würde Vaelin wahrscheinlich nie erfahren, aber was machte das schon?

»Du sagtest, du hast dieses Lager vor einem Monat entdeckt?«, fragte Vaelin.

»Vor fünfundzwanzig Tagen, um genau zu sein. Zwei Wochen davor gab es das noch nicht. Mein Volk kommt ziemlich häufig hierher, um am Fluss Biber zu fangen.«

»Die haben dich also gesehen?«

Langspeer runzelte die Stirn. Er wirkte belustigt und ein wenig beleidigt.

»Verzeihung.« Vaelin wandte sich wieder der Palisade zu. »Wie oft führen sie Überfälle durch?«

»Das ist das Merkwürdige, Herr. Soweit wir feststellen konnten, gar nicht. In der Umgebung sind nur wenige Spuren zu finden, außer von Jagdtrupps hier und da. Die meiste Zeit bleiben sie im Lager. Wir waren sogar schon versucht, sie einfach in Ruhe zu lassen, aber die Ältesten meinten, wir müssten unser Abkommen mit dem Turmann einhalten.«

Vaelin neigte den Kopf. Seit die Angehörigen des Bärenvolkes die Erlaubnis erhalten hatten, sich nach der Auswanderung aus den Eiswüsten des Nordens in den Nordlanden niederzulassen, hatten sie sich als treue Bürger des Reiches erwiesen, auch wenn sie die meiste Zeit unter sich blieben. »Richte ihnen bitte meinen Dank aus.«

»Das werde ich, Herr. Darüber hinaus wäre es ein großer Beweis Eurer Wertschätzung für mein Volk, wenn Ihr uns nach dem Angriff zwei Drittel der Beute überlassen würdet.«

Vaelin verkniff sich ein Seufzen. Nachdem Langspeers Hinrich-

tungsbefehl aufgehoben worden war und er beim Bärenvolk eine neue Heimat gefunden hatte, war es mit seinem religiösen Fanatismus vorbei gewesen. Stattdessen verwandte er seinen Eifer inzwischen darauf, für seinen Wahlstamm zu feilschen, um ihn vor der Gier der Reichsbewohner zu beschützen.

»Die Hälfte«, sagte Vaelin. »Einschließlich des Erlöses aus dem Verkauf von Gold und Blausteinen, die wir vielleicht finden werden.«

Der Jäger setzte schon zu einer Erwiderung an, verstummte jedoch, als hinter ihnen ein lautes Schnalzen ertönte. Vaelin drehte sich um und sah in der Nähe eine junge Frau kauern, mit einem kleinen Schwarzbären an der Seite. Die Frau hieß Eisenaugen, und der Ursprung ihres Namens war an dem finsternen Blick, den sie Langspeers nun zuwarf, unschwer zu erkennen. Als einzige verbliebene Schamanin des Bärenvolkes kam sie einer Anführerin am nächsten. Außerdem war sie Langspeers Frau und Mutter der drei Kinder, die die beiden hatten.

Sie schnalzte erneut mit der Zunge und sagte in barscher, aber flüssiger Reichssprache zu ihrem Mann: »Sei nicht unhöflich.« Danach wandte sie sich an Vaelin: »Die Hälfte ist in Ordnung, Turmmann. Aber es muss einen Blutpreis geben für jeden Jäger, der ins Grüne Feuer eingeht.«

»Natürlich.« Vaelin nickte und sah dann wieder zur Palisade hin. Er zählte ein Dutzend Wachposten, alle mit Bögen oder Armbrüsten bewaffnet. Wenn sie erst merkten, dass sie angegriffen wurden, kämen sicher noch mehr hinzu. Eine Attacke über den Grund der Schlucht würde unweigerlich Menschenleben kosten. Abgesehen von den etwa vierzig Angehörigen des Bärenvolkes standen ihm noch sechzig Soldaten der Nordgarde zur Verfügung. Das sollte ausreichen, um das Lager zu stürmen, ganz gleich, wie viele Pfeile die Gesetzlosen ihnen entgegenschickten.

»Wir sollten warten, bis es dunkel ist, Herr«, sagte Langspeer, der offenbar ähnliche Gedanken hatte wie er. »Um Mitternacht können wir uns der Palisade ohne Schwierigkeiten bis auf fünfzig Schritt nähern und eine Pfeilsalve loslassen, um einen Angriff auf das Tor zu

decken. Ein paar Stöße mit einem ordentlichen Rammbock sollten ausreichen, um es einzureißen.«

»Sie werden ihre Späher bei Einbruch der Nacht zurückerwarten«, sagte Vaelin und schüttelte den Kopf. »Wir können nicht bis Mitternacht ausharren.« Er dachte noch einen Moment nach und nickte dann in Richtung des Bären an Eisenauges Seite. »Hat er einen Namen?«

»Kleiner Zahn«, erwiderte Eisenaugen und strich über das dicke Fell des Bären. Das Tier schnaubte zufrieden und stupste sie mit der Nase an.

»Der Begleiter von Weiser Bär hieß Eisenklaue«, erinnerte sich Vaelin. »Er trug ihn den ganzen Weg über das Eis bis ins Land der dunklen Herzen. Dort haben wir gemeinsam in einer großen Schlacht gekämpft. Hast du davon gehört?«

Eisenaugen schaute erneut finster drein und nickte vorsichtig. Der alte Schamane war nie aus dem Eis zurückgekehrt, und weder das Bärenvolk noch sonst jemand wusste, was aus ihm geworden war. Sie hofften immer noch auf seine Rückkehr, und sein Verschwinden war ein wunder Punkt. »Ja, das habe ich«, sagte die Schamanin.

»Eisenklaue war tapfer«, sagte Vaelin. »Wie tapfer ist Kleiner Zahn?«



Sie begannen ihren Angriff, als die Sonne hinter den östlichen Gipfeln verschwand. Gemeinsam mit Langspeer, Eisenaugen, Ellese und einem Dutzend Soldaten der Nordgarde schlich sich Vaelin zum Grund der Schlucht. Sie überquerten den schmalen, aber schnell fließenden Fluss in der Mitte der Schlucht und krochen die letzten hundert Schritt bis zu einer flachen Vertiefung, die sich in Bogenreichweite zur Palisade befand, auf allen vieren. Als sie angehalten hatten, nickte Vaelin Eisenaugen zu. Die Schamanin strich über die Schnauze von Kleiner Zahn und sah dem Bären in die Augen. Kurz darauf blinzelten beide gleichzeitig, und das Tier lief in die Dunkelheit davon, zur Südseite der Palisade.

»Was jetzt, Onkel?«, flüsterte Ellese, worauf Vaelin sie scharf ansah. *Benutz deine Hände!*, bedeutete er ihr verärgert.

Sie senkte den Kopf und vollführte eine Geste, aus der widerwillige Reue sprach. *Tut mir leid.*

Jetzt warten wir, antwortete er und nickte zu ihrem Bogen. *Halte dich bereit.*

Er sah, wie sie einen Pfeil auf die Sehne legte und den reich verzierten Griff mit schlanker, aber fester Hand packte. Die Waffe war wunderschön. Sie bestand aus Bergulmen-Holz, in das auf kunstfertige Weise verschiedene Kampfmotive geschnitzt waren. *Ein Bogen des Arren*, hatte Reva gesagt. *Vielleicht einer der letzten auf der Welt. Seine Schwester habe ich im Boraalischen Ozean verloren. Es ist eine Belohnung von hundert Goldstücken darauf ausgesetzt, wenn mir jemand noch einen weiteren bringt. Bis jetzt hat sich niemand gemeldet.*

Die Waffe galt als vom Weltvater gesegnet. Die Inbrünstigsten seiner Anhänger sahen in ihr mehr als nur ein Stück Holz und schrieben ihr übernatürliche Kräfte zu. Und die Meisterleistungen, die Reva und ihre Tochter mit dem Bogen bereits vollbracht hatten, waren in der Tat bemerkenswert.

Vaelin schaute zu Eisenaugen hin, die reglos und mit leerem Blick neben ihrem Mann lag. Ihr Geist weilte anderswo. Der Anblick erinnerte ihn an eine andere Frau, vor langer Zeit, auf einem weit entfernten Hügel. Ihre Augen waren ebenso leer gewesen, wenn ihre Seele ihren Körper verlassen hatte ...

Vaelin wandte sich ab und ballte die Fäuste, um ein Zittern zu unterdrücken, bevor er ebenfalls einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens legte.

»Er klettert hoch ...«, sagte Eisenaugen mit verschleiertem Blick. Ihre Stimme war nur ein Zischen in der Dunkelheit. »Er erreicht das obere Ende ... Da ist ein Mann ...« Ihr Gesicht zuckte, und sie zog die Lippen zurück, als würde sie knurren. Dann verwandelten sich ihre Züge wieder in eine ausdruckslose Maske. »Jetzt nicht mehr ... Die Luft riecht nach Alkohol und Fünfblatt ... Männer schlafen schnar-

chend, andere patrouillieren auf der Palisade ... Alle Augen sind nach draußen gerichtet, nicht nach drinnen.«

Sie runzelte die Stirn und legte den Kopf schief, als lauschte sie auf etwas. »Stimmen ... Zwei streitende Männer ... Sie reden von Spähern ... von Männern, die nicht zurückgekehrt sind.«

»Das Tor«, sagte Vaelin, obwohl sie ihn in diesem Zustand vermutlich nicht hören konnte.

Eisenaugen verstummte für eine Weile, die Vaelin endlos vorkam, obwohl es sicher nur ein paar Sekunden waren. Er stieß Ellese an, die ungeduldig stöhnte.

»Er ist da ...«, flüsterte Eisenaugen schließlich. »Das Tor ist mit dicken Seilen verschlossen ... Seine Zähne sind klein, aber scharf, sein Maul ist kräftig ...«

Vaelin machte eine Geste vor Elleses Gesicht. *Der Erste und Zweite von links*, bedeutete er ihr und zeigte auf die Wachposten auf der Palisade. Dann schlich er zu Langspeer und flüsterte ihm ins Ohr: »Die zwei rechts. Schieß, wenn ich es tue.«

Während Ellese und Langspeer vorsichtig hochkamen, machte Vaelin seinen eigenen Bogen bereit und legte die Finger an die Sehne. Er konzentrierte sich auf die beiden Männer direkt über dem Tor, die immer noch stritten und nicht auf den Bären achteten, der unter ihnen die Seile durchnagte. Die Entfernung betrug etwas weniger als hundert Schritte. Vaelin war vielleicht nicht der beste Bogenschütze, der je aus dem Haus des sechsten Ordens hervorgegangen war, aber bei Weitem auch nicht der schlechteste.

Er hörte Eisenaugen leise seufzen, gefolgt vom Quietschen des aufschwingenden Tors. Dahinter kam Kleiner Zahn zum Vorschein, der zufrieden auf einem Seil herumkaute. Die Männer auf der Palisade vergaßen plötzlich ihren Streit, und Vaelin zog den Bogen aus und schoss einen Pfeil auf den größeren der beiden. Ellese und Langspeer folgten seinem Beispiel. Pfeile flogen durch die Nachtluft, und gleich darauf stürzten die Wachposten von der Palisade. Der verbliebene Gesetzlose über dem Tor reagierte schnell und ging in die Hocke, aber Vaelins

zweiter Pfeil traf ihn trotzdem in die Schulter. Der Mann stürzte in die Tiefe und landete polternd auf der anderen Seite des offenen Tors. Beim Anblick des Bären, der ihn mit fragendem Knurren begrüßte, stieß er einen erschrockenen Schrei aus. Die Stimme des Mannes erstarb, nachdem Vaelin den dritten Pfeil durch das Tor direkt in seine Brust geschickt hatte. Vaelin murmelte einen Fluch. Er hatte gehofft, ins Innere des Lagers zu gelangen, ohne einen Alarm auszulösen, aber kaum eine Schlacht verlief jemals ganz nach Plan.

»Nordgarde zum Angriff!«, rief er, stand auf und zog sein Schwert aus der Rückenscheide. Während er auf das Tor zurannte, mit der Nordgarde auf den Fersen, hörte er Langspeers Jagdhorn die anderen herbeirufen, die im Wald warteten.

Ein paar Gesetzlose kamen nur halb bekleidet aus der Dunkelheit gestolpert und versuchten, eine Absperrkette vor dem Tor zu bilden. Sie wurden jedoch von Kleiner Zahn durcheinandergewirbelt, der sich mit Klauen und Zähnen auf sie stürzte. Ein Mann wankte mit blutendem Arm von der Bestie weg und lief Vaelin direkt in den Weg. Der Gesetzlose beging den Fehler, ein Messer aus dem Gürtel zu ziehen, und zahlte mit seinem Leben dafür. Die Ordensklinge stach durch die Rippen des Mannes direkt in sein Herz. Er sank auf die Knie, Blut strömte aus seinem Mund.

Die verbliebenen Verteidiger wurden von der Nordgarde schnell niedergemacht. Die trotzigsten Flüche, die die Gesetzlosen während des kurzen, aber heftigen Kampfes schrien, machten allerdings auch noch das letzte Überraschungsmoment zunichte. Vaelin schaute sich um. Im Inneren der Palisade standen lediglich ein paar Hütten, keine Gebäude, die groß genug gewesen wären, die Zahl der Leute zu beherbergen, die hier wohnen mussten. Sein Blick ging zu einer Öffnung in der Wand der Schlucht. Es war ein typischer Minenschacht, wie er in den Nordlanden üblich war, mit Holz abgestützt und so breit, dass er fünf oder mehr Menschen nebeneinander Platz bot.

Sie sind nicht hier, um sich durch Überfälle zu bereichern, grübelte Vaelin. Sondern, um nach Reichtümern zu schürfen.

Im Inneren des Schachts war Tumult zu hören, begleitet von flackerndem Fackelschein, der mit jeder Sekunde heller wurde. Für den Bergbau brauchte man viele Leute, wie Vaelin wusste, wahrscheinlich deutlich mehr, als er in dem Lager zu finden erwartet hatte.

»Auffächern!«, rief er der Nordgarde zu und wandte sich dann an Ellese und Langspeer. Er nickte in Richtung einer Leiter, die in der Nähe stand. »Klettert die Felswand hoch. Schießt, sobald sie aus dem Schacht kommen. Vielleicht können wir sie ja schon am Eingang erledigen.«

Er legte einen weiteren Pfeil in seinen Bogen ein und stellte sich in die Mitte der Reihe, die die Nordgarde gebildet hatte. Ein Blick über die Schulter zeigte ihm, dass sich die restlichen Soldaten und Angehörigen des Bärenvolkes rasch über den Boden der Schlucht näherten. Die Geräusche, die aus dem Schacht drangen, ließen Vaelin jedoch daran zweifeln, dass sie noch rechtzeitig eintreffen würden, bevor der Kampf begann.

»Gebt euch Mühe, Jungs«, sagte er zu den Soldaten. »Ihr wollt doch nicht, dass ich euren Familien sagen muss, ihr wärt diebischem Abschaum zum Opfer gefallen, oder?«

Er erntete grimmige Zustimmung unter den Männern und vereinzelt gab es sogar Gelächter. Die Bogenschützen legten Pfeile auf die Sehnen, und die anderen packten ihre Schwerter fester. Die meisten waren Veteranen aus dem Befreiungskrieg. Sie hatten sich durch das ganze Reich gekämpft, bis zu den Toren von Volar, und dabei unfassbar viel Grauen gesehen – Gesetzlose jagten ihnen keine Angst ein, ganz gleich, wie vielen sie in dieser Nacht gegenübertreten mussten.

Vaelin zog seinen Bogen halb aus und richtete den Blick auf den Tunnel, der jetzt von Fackelschein hell erleuchtet war. Die Geräusche, die aus seinem Inneren drangen, ließen ihn jedoch die Stirn runzeln. Anfangs hatte er es für das Lärmen von Männern gehalten, die sich eilig zum Kampf rüsteten, jetzt klang das misstönende Geschrei jedoch beinahe wie Schlachtgetöse. Sie warteten eine Weile, aber kein

Gegner erschien im Tunneleingang. Stattdessen waren nur noch mehr wütende und entsetzte Schreie zu hören.

Dann endete der Lärm abrupt, und eine Zeitlang herrschte gespenstische Stille. Schließlich tauchten zwei männliche Gestalten im Eingang des Schachts auf, die sich deutlich vor dem Fackelschein abzeichneten. Der eine war hoch aufgerichtet, der andere kniete, wobei der Erste den Zweiten am Hals gepackt zu haben schien. Als der Kniende zappelte, riss der andere an ihm, worauf er stillhielt. Vaelin hörte eine Kette rasseln. In dem Moment wurde auf der Felswand knarrend ein Bogen ausgezogen, und Vaelin hob eine Hand. »Halt!«, rief er. Er schaute hoch und sah Ellese mit verwundertem Blick ihren Bogen senken.

»Wartet hier«, sagte Vaelin zur Nordgarde und warf einem der Soldaten seinen Bogen zu. Mit tief gehaltenem Schwert ging er zum Schacht und hob die freie Hand. Als er die Gesichtszüge der beiden Männer ausmachen konnte, blieb er stehen. Den einen kannte er, den anderen aber nicht.

»Termin Resk«, sagte er zu dem Knienden. Resk war ein stämmiger Mann in mittleren Jahren, ein ehemaliger Feldweibel des königlichen Heers, der jetzt die Verfluchten Ratten anführte und sich dabei keinen guten Ruf erworben hatte. Der Gesetzlose keuchte etwas zur Antwort, aber seine Worte – ein Flehen oder ein trotziger Ausruf – wurden abgewürgt, als sich die Kette an seinem Hals zusammenzog. Seine kurzen Finger zerrien an den eisernen Kettengliedern, ohne dass es viel genützt hätte. Sein Gesicht zitterte und war hochrot und angeschwollen.

Vaelins Blick folgte der Kette zu einem Ring am Handgelenk des Mannes, der neben Resk stand. Der Kerl war etwa einen Zoll größer als Vaelin und seine breite, muskulöse Brust war von zahlreichen Narben überzogen, von denen manche stark an Peitschenstriemen erinnerten. Die dunkle Haut des Mannes glänzte von Schweiß, und er schaute Vaelin kühl und abschätzend an. Seine Augenbrauen waren in regelmäßigen Abständen von einer Reihe bleicher Narben durchbrochen.

»Ihr befindet Euch fern Eures Kaiserreichs«, sagte Vaelin auf Alpiranisch.

Die Augen des Mannes verengten sich. An seiner Hautfarbe erkannte Vaelin, dass er aus den Südprovinzen stammte, wo die kaiserliche Sprache nicht immer bekannt war. Im Blick des Mannes lag jedoch Verstehen.

»Es ist nicht mein Reich«, erwiderte der Fremde auf Alpiranisch, das er mit Akzent, aber dennoch fließend sprach. Er riss an der Kette, worauf Resks Augen noch stärker hervorquollen und dieser schmerz erfüllt aufkeuchte. »Ist dieser Mann Euer Feind?«

»Er ist ... ein Bandit«, erwiderte Vaelin und benutzte dabei das Wort, das im Alpiranischen Reich am häufigsten für Gesetzlose verwendet wurde. »Ich hüte in diesem Land das Gesetz.«

»Dann dient Ihr also *ihr*.« In die Augen des Mannes trat ein leichtes Schimmern, das Vaelin als Hoffnung erkannte. »Der Königin des Feuers.«

»Den Namen mag sie nicht.« Vaelin verneigte sich förmlich. »Vaelin Al Sorna, Turmherr der Nordlande, von Königin Lyrna Al Nierens Gnaden. Und Ihr seid?«

Das Gesicht des Mannes verriet nun außer Hoffnung noch ein anderes Gefühl: Er runzelte erkennend die Stirn. »Alum Vi Moreska«, sagte er. Die Muskeln an seinem Unterarm traten hervor, als er die Kette noch fester zusammenzog. Resk stieß ein letztes ersticktes Gurgeln aus und sackte schlaff zu Boden. Seine hervorquellenden Augen wurden stumpf. »Ich erbitte Zuflucht«, sagte Alum Vi Moreska und wickelte mit einer geübten Bewegung seines Handgelenks die Kette von Resks Hals ab. »Für mich und mein Volk.«

Vaelin nickte zum Minenschacht. »Dort drin sind noch mehr von euch?«

»Viele.« Der Mann sah Vaelin erneut in die Augen, stieß dann ein beschämtes Seufzen aus und sank auf ein Knie. »Im Namen des Moreska-Klans schwöre ich der großen Königin Treue, in der Hoffnung, dass sie uns ihre Gnade und ihr Mitgefühl gewähren möge.«

ZWEITES KAPITEL

Insgesamt hatten sie sechs Gesetzlose lebend gefangen genommen. Der Rest – über hundert Mann – war im Lager oder in der Mine gestorben. Hauptmann Nohlen, der Kommandant des Kontingents der Nordgarde, berichtete, sie hätten im Inneren der Mine weitere vierhundertdreiundzwanzig angekettete Menschen entdeckt und zweiunddreißig Leichen.

»Üble Sache, Herr«, sagte Nohlen in seiner typisch knappen Art. »Diese Leute hatten keinen leichten Tod. Ich würde sagen, sie haben sich zu Tode geschuftet.«

Die Sklaven stammten allesamt aus dem Moreska-Klan, und Vaelin fand keinen Einzigen, dessen Rücken nicht von Peitschenstriemen übersät war. Kinder oder alte Leute waren nicht darunter.

»Die Piraten haben sie entführt«, sagte Alum, nachdem er beschrieben hatte, wie ihre Schiffe auf dem Aratheischen Ozean von einer Piratenflotte angegriffen worden waren. »Wohin, das wissen wir nicht. Wenn die Götter gnädig sind, war ihnen ein rascher Tod vergönnt. Wenn nicht ...« Ein Schatten glitt über das Gesicht des Man-

nes, und seine Nasenflügel weiteten sich, als er darum rang, sich zu beherrschen.

»Wann ist das passiert?«, fragte Vaelin.

Sie saßen zusammen an einer Feuerstelle, an der die Gesetzlosen ihre Mahlzeiten gekocht hatten. Die Glut war noch warm und mit Knochen übersät. Alum hatte einem der Toten einen Speer abgenommen und während seines Berichts mit der Spitze ein paar komplizierte Symbole in die Asche gemalt. »Vor sechs Monaten vielleicht, oder mehr. Wenn man im Dunkeln arbeitet, ohne je die Sonne zu sehen, verliert man schnell jedes Zeitgefühl.«

»Und die Piraten? Wisst Ihr, aus welchem Hafen sie kamen?«

»Sie benutzten eine uns unbekannte Sprache, hatten aber die Augen und Gesichter von Leuten, die aus den Ländern der Kaufmannskönige stammen. Viele hatten frische Narben, und ihre Schiffe waren offensichtlich gerade erst in einer Schlacht gewesen. Sie wirkten verzweifelt. So verzweifelt, dass sie jeden von uns töteten, der ihnen auch nur einen schiefen Blick zuwarf. Nach Wochen auf See brachten sie diejenigen von uns, die noch am Leben waren, in dieses feuchte, kalte Land und verkauften uns an diese Hunde, die uns im Berg nach Metall schürfen ließen.«

»Warum segelte Euer Volk auf dem Aratheischen Ozean?«

Alums Hand mit dem Speer hielt inne, während eine noch tiefere Trauer auf seine Züge trat. »Das hier«, sagte er und deutete mit dem Speer auf das Symbol, das er in die Asche gezeichnet hatte, »ist das Zeichen von Malua, dem Herrn über Sand und Himmel. Und hier«, er zeigte auf ein paar kleinere Symbole links und rechts daneben, »sind seine Kinder, Julia, die Herrin des Regens, und Kula, der Herr der Winde.«

»Eure Götter«, sagte Vaelin.

»Dieses Wort benutzen wir nicht. In unserer Sprache heißen sie die ›Beschützer‹. Seit wir zum ersten Mal unsere Füße auf die Erde setzten, sind wir Malua und seinen Kindern treu geblieben. Die Kaiser haben das stets respektiert. Solange wir am Anfang jeder Jahreszeit

unseren Treueschwur ihnen gegenüber erneuerten und ihnen unsere Krieger schickten, wenn sie danach verlangten, ließen sie uns in Frieden. Die Kaiserin hingegen ...«, Alum biss die Zähne zusammen, und seine Lippen zuckten vor unterdrücktem Zorn, »... sieht die Sache anders.«

»Kaiserin Emeren wünscht, dass ihr die alpiranischen Götter anbetet?«

Alum nickte. »Sie versuchte, uns der liebevollen Umarmung der Beschützer zu entreißen. Sie schickte Gesandte, die von Einheit sprachen und davon, dass alle Untertanen des Reiches zusammenhalten müssten, weil die Königin des Feuers, nachdem sie das Land der Volarianer annektiert hatte, nun auch voller Neid auf unseres schielte. Und damit nicht genug. Die Kaiserin sandte Leute, die unser Land besiedeln sollten – Land, das frühere Kaiser noch gegen Fremde verteidigt hatten. Sie rissen Furchen in die heilige Erde, um Getreide anzubauen, jagten alle Tiere, die sie finden konnten, und ließen keine für die nächste Jahreszeit übrig. Außerdem beanspruchten sie die Brunnen für sich. Als wir die Leute vertrieben, schickte die Kaiserin ihre Soldaten. Wir sind zwar gute Kämpfer, aber es waren zu viele. Lange Zeit wehrten wir uns, doch mit jeder Schlacht blutete unser Klan mehr aus.«

Alum hielt inne und schaute sich um. Dann deutete er auf Hauptmann Nohlen. »Dieser Mann hat dieselbe Hautfarbe wie ich«, sagte er. »Die Ältesten erzählten Geschichten über einen anderen Stamm, der einst gegen einen der Kaiser gekämpft hatte und übers Meer geflohen war, um Zuflucht in den Ländern des Nordens zu suchen. Wir beschlossen, seinem Beispiel zu folgen.«

»Die Verbannten sind vor vier Generationen hierhergekommen, das stimmt«, sagte Vaelin. »Sie wurden willkommen geheißen, so wie ihr auch.« Er deutete auf die Symbole in der Asche. »Und eure Beschützer ebenfalls. Was eure Kinder betrifft – die Gilde der Kaufleute in Nordturm führt Buch über alle Sichtungen von Piraten. Vielleicht findet sich dort ein Hinweis auf ihren Heimathafen. Ihr dürft mich bei meiner Rückkehr dorthin gerne begleiten.«

»Das werde ich. Wie steht es mit meinem Volk?«

»Sie sind jetzt freie Bürger der Großen Vereinigten Königslande und dürfen im Rahmen des Gesetzes tun und lassen, was sie wollen. Allerdings«, Vaelin hob die Hände und deutete auf die Umgebung, »sagte mir Hauptmann Nohlen, dass es hier viele reiche Adern gibt. Wenn Ihr wünscht, kann ich euch die Erlaubnis erteilen, hier zu bleiben. Alles Gold, das in den Nordlanden geschürft wird, gehört der Königin, aber ihr würdet ein Viertel des Preises jeder verkauften Schiffsladung als Lohn erhalten.«

»Wir sind Jäger, keine Bergarbeiter.«

Vaelin sah zu einer Gruppe Moreska hinüber, die in der Nähe kauerte. Im Gegensatz zu Alum waren die meisten abgemagert und hohlwangig. Viele hatten frische Peitschenstriemen auf der Haut. »Euer Volk braucht ein Zuhause«, sagte Vaelin. »Jedenfalls fürs Erste. Was die Jagd betrifft, so dürft ihr bis zu dem breiten Fluss im Norden über den Wald verfügen. Das Land dahinter gehört dem Bärenvolk. Es sind großzügige Leute, aber sie bewachen ihre Jagdgründe gut.«

Alum wandte nachdenklich den Blick ab. »Ich bin nicht das Oberhaupt der Moreska. Unser Häuptling starb im Kampf gegen die Piraten. Wir waren Kriegersbrüder, wenn auch nicht von einem Blut. Gemeinsam sind wir Kaiser Alurans Ruf gefolgt, als Euer Volk sich die Häfen an der Küste der Erineischen See angeeignet hatte. Wir sind mit dem Heer marschiert und erlebten die Nacht, als der Mann, der Hoffnungstöter genannt wurde, aus der Wüste kam und Vernichtung über uns brachte.« Blinzeln schaute er Vaelin an. »Der Name, den man Euch gab, scheint mir nicht recht zu passen.«

Vaelin lachte leise und war selbst überrascht, wie verbittert es klang. Das war alles so lange her, und dennoch haftete der Name Hoffnungstöter an ihm wie ein zerlumpter, stinkender Mantel, den er nicht ablegen konnte. »Damals hat er gepasst«, sagte er. »Aber seither sind noch ein paar neue hinzugekommen.«

»Euer Handeln heute Nacht hat für mich jede Blutschuld beglichen«, sagte Alum in förmlichem Ton. »Wir stehen in Eurer Schuld.

Dennoch muss ich noch um einen Gefallen bitten.« Alums Blick fiel auf die kleine Gruppe der gefangenen Gesetzlosen.



»Den kannst du nicht hängen, Onkel. Der ist viel zu hübsch.« Ellese schenkte dem jungen Gesetzlosen ein Lächeln und strich mit dem Finger über sein Kinn. »Kann ich ihn behalten? Als Schoßhündchen, meine ich.«

Der Gesetzlose schaute Vaelin flehend an. Er besaß ein bleiches, zartes Gesicht, das sich von den brutalen Zügen der anderen Gefangenen stark unterschied. »Ist er das?«, fragte Vaelin an Alum gewandt.

Der Moreska nickte. »Ja, der war es.«

Vaelin trat an den Gefangenen heran, der in furchtsamer Erwartung erstarrte. »Name?«, fragte Vaelin.

Der Gesetzlose räusperte sich, bevor er kaum hörbar Antwort gab. Vaelin erkannte einen breiten südrenfaelischen Akzent in seiner Stimme. »Sehmon Vek, Herr.«

»Mit Jumin Vek verwandt?«

»Er ist mein Vetter.«

»Dein Vetter ist tot. Meine Nichte hat ihn im Wald getötet.«

Sehmon Vek sah zu Ellese hin, die ihm ein breites Lächeln schenkte. »Dann hat sie mir diese Arbeit abgenommen, Herr«, sagte der junge Mann und zuckte mit den schmalen Schultern.

Vaelin knurrte und nickte in Alums Richtung. »Dieser Mann hier sagt, du hättest seinem Volk geholfen. Ihnen zusätzliche Essensrationen und Wasser beschafft, obwohl es verboten war. Er sagte außerdem, du hättest sie von ihren Ketten befreit, als du von unserem Angriff hörtest. Stimmt das?«

Daraufhin erhob sich wütendes Gemurmel unter den anderen Gesetzlosen, und einer versuchte sogar, hochzukommen und mit gefesselten Händen nach dem jungen Mann zu schlagen. »Du verräterischer kleiner Dreckskerl!«

Ein Soldat der Nordgarde trat vor und schlug dem Mann den Knauf seines Schwertes ins Gesicht, worauf dieser mit blutender Nase zu Boden fiel. Die anderen beruhigten sich schnell wieder, als Vaelin den Blick über sie wandern ließ.

»Ich habe das alles nie gewollt, Herr«, sagte Sehmon Vek. »Meine Familie steht schon seit Längerem außerhalb des Gesetzes. Aber die Veks waren immer Schmuggler, keine Sklavenhalter. Nach dem Tod meines Vaters kehrte Jumin aus dem Norden zurück, mit dem Versprechen, uns mehr Gold zu beschaffen, als wir je zuvor gesehen hatten.« Er hielt inne und warf Alum einen beschämten Blick zu. »Dass wir dafür knietief im Dreck waten und Leute auspeitschen müssten, hat er nicht gesagt. Mir war das zuwider. Aber ich habe mitgemacht und bekenne mich zu dieser Schuld. Die Ahnen verzeihen nicht, wenn man mit Lügen auf den Lippen stirbt.«

Vaelin musterte Sehmons Miene auf der Suche nach Anzeichen dafür, dass er log. Doch er konnte nichts entdecken, außer Schuldgefühl und dem Wissen um den bevorstehenden Tod.

»Nach dem Gesetz der Königin hat Sklaverei in ihrem Reich keinen Platz«, sagte Vaelin an die Gesetzlosen gewandt. »Wer sich dieses abscheulichen Verbrechens schuldig macht, wird ohne Prozess hingerichtet. Hauptmann Nohlen.«

Der Hauptmann trat vor und salutierte forsch. »Mein Herr.«

Vaelin deutete auf Sehmon Vek. »Lasst diesen dort frei. Die anderen sollen gehängt werden.«

»Ja, Herr.«

Die Fesseln des jungen Mannes wurden durchgeschnitten, während man die anderen Gefangenen zum Tor schleppte. Ein paar winselten um Gnade, die anderen schrien Flüche oder schlurften einfach nur schicksalsergeben ihrem Ende entgegen.

»Alum Vi Moreska hat um dein Leben gebeten«, sagte Vaelin zu dem jungen Gesetzlosen. »Und ich werde seiner Bitte stattgeben. Das ist mein Urteil über dich, Sehmon Vek. Du gehörst jetzt ihm. Du wirst ihm so lange dienen, bis er beschließt, dich zu entlassen. Das ist keine

Sklaverei, sondern Schuldknechtschaft, die ich laut Gesetz verhängen darf. Allerdings hast du das Recht, abzulehnen.« Vaelin sah bedeutungsvoll zum Tor hin, wo gerade eine Seilschlinge über den Bogen geworfen wurde.

»Ich ...« Die Stimme des jungen Mannes versagte, er schluckte und versuchte es dann noch einmal. »Ich stimme mit Freuden zu, Herr.«



»Du hättest ihn auch mir geben können«, beschwerte sich Ellese, während sie mit Vaelin in der Mitte des Lagers stand, um den Hinrichtungen beizuwohnen. »Ich habe ihn als Erste entdeckt.« Sie trat von einem Fuß auf den anderen, und ihre Nervosität steigerte sich noch, als dem ersten Gesetzlosen die Schlinge um den Hals gelegt wurde. »Müssen wir uns das wirklich anschauen?«

»Du nicht«, sagte Vaelin. »Ich dagegen schon. Wenn deine Mutter den Befehl gegeben hätte, würde sie ebenfalls zuschauen. Einer Hinrichtung, die man angeordnet hat, muss man auch beiwohnen, sonst fällt es einem zu leicht.«

Langspeer tauchte auf gewohnt geräuschlose Weise neben Vaelin auf. Mit düsterem Blick sah er zu, wie drei Soldaten der Nordgarde das Seil spannten. Das verzweifelte Schluchzen des Gesetzlosen erstarb, als er hochgezogen wurde und seine Beine in der Luft baumelten.

»Ich erinnere mich an eine Zeit, als Ihr nachgiebiger wart, Herr«, sagte der Jäger. »Und das, obwohl ein Krieg bevorstand.«

»Der Krieg ist vorbei«, sagte Vaelin. »Aber dieser hier wird wohl niemals aufhören.«

»War ich nicht genauso verdorben wie diese Männer? Hatte ich nicht ebenso den Tod verdient?«

»Schon möglich. Aber damals ... wusste ich, dass es für Euch noch eine Chance gab. Wenn das Bärenvolk Euch aufspüren würde, dann konntet Ihr Frieden finden. Solches Wissen besitze ich jetzt nicht mehr, das Gesetz der Königin ist alles, was ich zu bieten habe.«

Ellese stieß beim Anblick des zuckenden Körpers des Gehängten ein leises Wimmern aus. Seine Hose wurde feucht, als sich im Moment des Todes sein Darm entleerte. *Sie ist noch ein Kind*, dachte Vaelin beim Anblick des kreidebleichen Mädchens. *Der Rausch des Kampfes ist eine Sache, aber das hier etwas ganz anderes.*

Der Gesetzlose strampelte noch ein paar Mal, bevor er schließlich stillhing. Urin und Exkremeente tropften, in der kühlen Nachtluft dampfend, auf seine Stiefel. Würgend wandte Ellese sich ab und rannte in eine schattige Ecke, um sich zu übergeben.

»Soll das Mädchen wirklich einmal Statthalterin von Cumbrael werden?«, fragte Langspeer und hob zweifelnd eine Augenbraue.

»So wünscht es ihre Mutter«, erwiderte Vaelin.

»Ich habe im Dienst des Weltvaters und des Erzlehens so vieles getan.« Langspeer schüttelte den Kopf, und tiefe Trauer trat in seine Stimme. »Jetzt kommt mir das alles wie ein Traum vor. Ein Albtraum, der mich inzwischen nur noch selten plagt. Manchmal frage ich mich, ob ich dieses Leben überhaupt verdient habe. Eisenaugen, unsere Kinder, das Volk, das einen ausgehungerten Wahnsinnigen bei sich aufnahm, der im Wald herumirrte. Das alles erscheint mir wie Geschenke an einen Unwürdigen. Damals habe ich den Vater verloren. Warum sollte er jemanden wie mich belohnen?«

Unerwartet stieg Wut in Vaelin auf. Dieser Mann, den er verschont hatte, dieser ehemalige Meuchelmörder und Fanatiker, trauerte um seinen verlorenen Gott. Er verspürte den Drang, ihn zu Boden zu schlagen. Wie so oft, wenn er wütend war, musste er an die zerklüftete Bergkuppe im Norden des Volarianischen Reiches denken und daran, wie der Regen auf seine taube Haut geprasselt war, während er Dahrenas schlaffen Körper in den Armen hielt. *Sie hat davon gesprochen, wie sehr sie dich geliebt hat*, hatte der Verbündete gesagt. *Am meisten aber sorgte sie sich um das Kind, das ihr zusammen gezeugt hattet ...*

»Mein Herr?«

Vaelin blinzelte und stellte fest, dass Langspeer mit argwöhnischer Miene einen Schritt zurückgetreten war. Vaelin wandte sich wie-

der dem Tor zu, wo bereits der nächste Gesetzlose schluchzend zur Schlinge gezerzt wurde. »Hauptmann Nohlen!«, rief Vaelin.

»Ja, Herr?«

»Das dauert zu lange. Enthauptet den Rest und lasst es damit bewenden. Ich möchte gerne von hier aufbrechen.«

♦ ♦ ♦

Er ließ Nohlen und die Hälfte der Soldaten der Nordgarde in der Schlucht zurück, um zu verhindern, dass sich erneut Gesetzlose die Mine aneigneten. Alum überzeugte die Moreska davon, zu bleiben, auch wenn die meisten nicht weiter im Berg arbeiten wollten. Nur etwa die Hälfte des abgebauten Golderzes fand auf den Maultieren Platz, die sie in den Ställen gefunden hatten. Vaelin sagte zu Nohlen, er werde bei seiner Rückkehr nach Nordturm eine Karawane mit Begleitschutz losschicken, um den Rest abzuholen.

Vor seiner Abreise sah er, wie Alum sich mit einer kleinen Gruppe Moreska beriet. Es waren insgesamt sechs, vier Männer und zwei Frauen, die zu den Ältesten unter den befreiten Gefangenen gehörten. Sie fassten einander an den Händen und bildeten einen Kreis um Alum, der in der Mitte kniete und mit gesenktem Kopf in einer Vaelin unbekannten Sprache redete. Die Moreska schienen von tiefer Trauer erfüllt, Tränen liefen ihnen über die Wangen.

Als Alum verstummte, hob eine der alten Frauen den Blick und schaute Vaelin an. Wie bei Alum waren auch ihre Brauen von einer Reihe Narben gezeichnet, nur dass sie zahlreicher waren. Ihr durchdringender Blick verursachte Vaelin Unbehagen – sie schien eine ganze Menge zu sehen. Ein schwaches, wehmütiges Echo von etwas Verlorenem regte sich in ihm. Welche Melodie hätte das Lied des Blutes wohl in diesem Moment gesungen? Seine Gabe hatte er schon vor vielen Jahren verloren, aber es gab Augenblicke, da spürte er ihre Abwesenheit so deutlich wie eine alte Narbe, die an einem kalten Morgen schmerzt. Es gab sogar Momente wie jetzt, in denen er das

Lied immer noch zu hören glaubte: eine leise Melodie, ganz schwach wahrnehmbar – eine Melodie, die Wissen und Klarheit schuf und die ihm unzählige Male das Leben gerettet hatte. *Und die jetzt im Jenseits verloren ist*, erinnerte er sich. So sehr er sich auch bemühte, er hörte nur einen leisen Widerhall, der am Ende lediglich von Sehnsucht herrühren mochte. Dennoch spürte er die Gabe dieser Frau. *Was sieht sie?*

Als hätte die Frau seine unausgesprochene Frage gehört, blinzelte sie und sah wieder Alum an, um in ihrer gemeinsamen Sprache etwas zu sagen. Die Sprache klang melodios, so als rezitierte sie ein Gedicht. Als die Frau schließlich verstummte, lösten die Moreska die Hände, wandten sich von dem knienden Alum ab und gingen ohne ein Wort davon.

»Bitte schön, Herr.«

Vaelin schaute von seinem Pferd hinab und sah Langspeer neben sich stehen, mit einem Stück Pergament in der Hand. »Der Name unseres Kommissionärs in Nordturm«, erklärte der Jäger. »Er überwacht die Bezahlung unserer Dienste.«

»Das Bärenvolk hat jetzt einen Kommissionär?«, fragte Vaelin.

»Wie Ihr wisst, sind die Nordlande voller Gauner, die Unvorsichtige übers Ohr hauen wollen. Letzten Winter kam ein Kaufmann zum Sund und bot uns ein paar Perlenkettchen im Tausch gegen Biberpelze an. Er kann von Glück reden, dass wir ihn nur mit einem Speerstich in den Hintern vertrieben haben.«

»Ich werde mich darum kümmern.« Vaelin steckte das Pergament ein. »Ich möchte Euch bitten, ein wenig nach den Leuten hier zu sehen.« Er deutete auf die Moreska. »Versorgt sie mit Nahrungsmitteln, bis sie wieder in der Lage sind, selbst auf die Jagd zu gehen.«

»Wenn jemand unsere Hilfe braucht, sind wir immer zur Stelle.« Langspeer lächelte angespannt und fügte dann vorsichtiger hinzu: »Gesetzlose jagen ist nicht wirklich Krieg, Herr. Damit haltet Ihr nur das Ungeziefer in Schach. Die Kriege sind vorbei. Ich hoffe, Ihr wisst das.«

Vaelin lachte leise, als ihm ein vertrauter Satz in den Sinn kam. »Es gibt immer wieder einen neuen Krieg.«

»Nur, wenn man danach sucht.« Langspeer verneigte sich förmlich und ging davon.



»Eure Mauern sind zu klein«, stellte Alum acht Tage später fest, als sie auf einem Hügel Halt machten, von dem aus man Nordturm gut überblicken konnte. Vaelin musste zugeben, dass er recht hatte. In den Jahren seit seiner Rückkehr in die Nordlande hatte sich der einstmals kleine Hafen zu einer beachtlichen Stadt entwickelt. Wohnhäuser und Speicher waren längst auch außerhalb der Mauern aus dem Boden gewachsen. Vor einigen Monaten hatte Vaelin einen Bauplan für eine neue Verteidigungsanlage in Auftrag gegeben, gegen den Widerstand der Kaufleute, die trotz ihrer reich gefüllten Geldbörsen gegen eine Abgabe zur Deckung der Kosten protestiert hatten. Ihr geiziges Gehabe war jedoch nicht der Grund dafür gewesen, warum er die Pläne wieder auf Eis gelegt hatte. Vielmehr würde eine neue Mauer dem rasanten Wachstum der Stadt schon bald nicht mehr genügen.

»Gold ist in diesem Reich wie Wasser«, sagte Vaelin. »Es lässt Dinge wachsen.«

Belustigt schüttelte Alum den Kopf. »Die in den Sanden Geborenen werden niemals den Reiz dieses glänzenden gelben Metalls verstehen, das zu weich ist, um daraus eine vernünftige Speerspitze herzustellen.« Ein wehmütiger Ton lag in seiner Stimme, der von einer tiefen Sehnsucht nach dem Land sprach, das für ihn nun – vielleicht für immer – verloren war.

»Die Welt verändert sich«, sagte Vaelin. »Vielleicht könnt Ihr eines Tages dorthin zurückgehen.«

»Nein, mein Freund.« Lächelnd schüttelte Alum den Kopf. »Die Morreska werden nicht in die Sande zurückkehren können. Die Beschützer leben dort nicht mehr, also werden auch wir es nicht.«

Vaelin musste an ihre Abreise aus Ultins Schlucht denken, als Alum im Kreis der Ältesten gekniet hatte. »Was hatte es zu bedeuten«, fragte er, »als Eure Leute Euch den Rücken zugekehrt haben?«

»Solange unser Klan nicht in die Sande zurückkehren kann, darf ich nicht mehr zu ihnen zurückkehren. Es sei denn, ich finde unsere Kinder wieder, ob nun tot oder lebendig.«

»Ihr wisst, dass das vielleicht unmöglich ist?«

Die Frage schien Alum zu verwirren, offensichtlich hatte er darüber noch nicht nachgedacht. »Ich habe noch nie bei einer Jagd versagt«, erwiderte er. »Und das werde ich auch jetzt nicht.«

Vaelin beschloss, über die Nordwest-Straße in die Stadt zu reiten, wo die neu gebauten Häuser am wenigsten dicht standen. Dennoch versammelte sich eine Menge, um die Ankunft des Turmherrn zu verfolgen. Dutzende kamen aus ihren Häusern und riefen Grüße oder verneigten sich. Inzwischen stammte mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Nordturm aus anderen Teilen des Reiches. Die allermeisten hatten düstere Erinnerungen an den Befreiungskrieg und brachten dem Mann, der das Wunder von Alltor ermöglicht und den Hafen von Varinsburg gestürmt hatte, ein übertriebenes Maß an Bewunderung entgegen. Deshalb nutzte Vaelin jede Gelegenheit, um Nordturm zu verlassen, und legte seine An- und Abreise am liebsten in die Nachtstunden. Heute war das nicht möglich gewesen. Das Gold musste möglichst schnell in Sicherheit gebracht werden.

»Ich dachte, Euer Volk betet die Toten an«, sagte Alum und musterte im Vorbeireiten die Menge.

»Das stimmt, in gewisser Weise«, erwiderte Vaelin. »Manche verehren aber auch einen Gott, und andere ...« Er verstummte seufzend. »Sagen wir mal so, mit der Religion ist es in diesem Land etwas kompliziert.«

Alum grinste breit. »Diese Leute hier scheinen jedenfalls Euch anzubeten.«

Die Soldaten der Nordgarde mussten schon bald vorausreiten, um die Straße von Jubelnden zu räumen, damit sie überhaupt einigerma-

ßen zügig vom Westtor in die Innenstadt kamen. Hier wohnten vor allem gebürtige Nordländer, die weniger für Massenaufläufe übrig hatten, obwohl ein paar, die Vaelin namentlich kannte, ihn grüßten, während sie durch die schmalen Straßen auf den Turm zuritten. In der Vergangenheit war es üblich gewesen, dass die Garnison der Nordgarde bei der Rückkehr des Turmherrn eine Parade abhielt, aber Vaelin hatte diese Gepflogenheit schon vor einiger Zeit abgeschafft. Die Einzigen, die ihn willkommen hießen, waren eine blonde Frau und ein Mädchen, die auf den Turmstufen standen. Die beiden wirkten nervös und wichen seinem Blick aus, was bei ihm ein flaues Gefühl im Magen verursachte. *Nicht schon wieder.*

»Euch wird ein Zimmer zur Verfügung gestellt«, sagte er beim Absteigen zu Alum. »Es wäre mir eine Ehre, wenn Ihr mir heute Abend beim Essen Gesellschaft leistet.«

»Natürlich. Die Gilde der Kaufleute ...«

»Darum kümmern wir uns gleich morgen früh.« Vaelin sah zu Sehmon Vek hin, der unbeholfen von seinem Maultier abstieg – sehr zu Elleses Belustigung. »Euer Diener kann in den Ställen schlafen.«

Die blonde Frau begrüßte Vaelin mit einer förmlichen Verbeugung, obwohl er ihr schon öfter gesagt hatte, dass das nicht nötig sei. Die Wahrung des Anstandes war ihr jedoch wichtig, wie sich auch an dem schlichten Kleid erkennen ließ, das sie trug. Die schwarzen Schleifen daran dienten dem Andenken an ihren Ehemann, den sie vor sechs Jahren verloren hatte.

»Lady Kerran«, begrüßte Vaelin sie und verbeugte sich ebenfalls. Dem Mädchen reichte er die Hand. »Bekommt dein Onkel etwa keinen Kuss, Lohren?«

»Tut mir leid«, sagte das Mädchen, trat zu ihm und umarmte ihn fest, während er sie auf den Kopf küsste. Die Innigkeit ihrer Umarmung und das leichte Zittern ihres Körpers sprachen Bände.

»Mein Herr«, begann Kerran. »Ich bedaure sehr, so bald nach Eurer Rückkehr schon ein so schwieriges Thema ansprechen zu müssen, aber ...«

»Sprecht einfach.« Angesichts ihrer fest gefalteten Hände mit den weiß hervortretenden Fingerknöcheln runzelte Vaelin die Stirn. »Er hat doch nicht etwa wieder jemanden umgebracht, oder?«

Mit schwachem Lächeln erwiderte Kerran: »Nein, aber es war knapp, Herr.«